

Gemeinde *creativ*

INTERVIEW

Pflegebeauftragter
in Bayern

SCHWERPUNKT

Pflegende
unterstützen



PLÖTZLICH KEINE ZEIT MEHR WEGEN

Pflege

Informationen

- 4 Selbstbestimmung bis zuletzt
- 6 Zusammenhalt entsteht im Alltag

Meditation

- 8 Kreativ sein
Von Sr. Stefanie Strobel

Zusatz-
informationen zu
den Beiträgen in dieser
Ausgabe wie Links oder
Literaturhinweise finden Sie
auf unserer Homepage
www.gemeinde-creativ.de
stets beim jeweiligen
Artikel.



FOTO: ANDREAS GEBERT

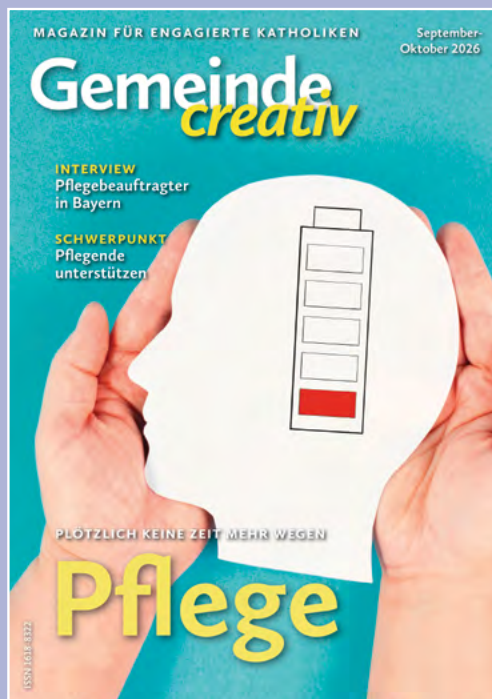


FOTO: BERIT KESSLER / ADOBE STOCK

Schwerpunkt: Pflege

- 10 Demenzfreundliche Gemeinde
Von Julia Inthorn
- 14 Wenn die Welt der Liebsten entgleitet
Von Stephanie Steidl
- 16 Wenn Kindheit Pflege braucht
Von Christine Bronner
- 18 Pfarrcaritas
Von Hilga Wolf und Petra Sigrüst
- 20 Dank Dir
Von Ewald Kommer
- 22 Käme doch jemand ab und an...
Von Pat Christ
- 24 Hilfe, wenn Pflege plötzlich zum Alltag wird
Von Ulli Feder
- 25 Den Menschen Brot und Rosen sein
Von Sarah Weiß
- 26 Klinikseelsorge zwischen Empathie und Ethik
Von Pater Christoph Kreitmeir OFM, Claudia Wilk und Sr. Mariéle Mierswa ISSM
- 28 Pflege braucht Herz
Von Catharina Bauer

Ökumene

- 32 Wenn die Kirche nicht mehr finanzierbar ist
Von Martin Schulte

Katholisch in Bayern und der Welt

- 30 Die Angst steigt an
Von Pat Christ
- 34 Begeistert sein
Interview mit Markus Sturm
- 35 Anders gedacht
Von Diana Schmid
- 36 Cartoon
Von Werner Tiki Küstenmacher

FOTO: KNA / CHRISTIAN BESCHNITT



Gesehen werden, wenn die Kraft fehlt

Pflege bindet enorme zeitliche und emotionale Ressourcen – oft zulasten des eigenen sozialen Lebens. Wie kann die Vernetzung zwischen staatlichen Fachstellen und der kirchlichen Basis vor Ort besser gelingen, um pflegende Angehörige spürbar zu entlasten? **Gemeinde creativ** hat nachgefragt bei **Thomas Zöller**, MdL, dem Patienten- und Pflegebeauftragten der Bayerischen Staatsregierung.

Impressum

Alle Autorinnen und Autoren erreichen Sie über die Redaktion. Namentlich gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Abdruck ist nach Rücksprache mit dem Landeskomitee möglich. **Gemeinde creativ** bemüht sich um eine Sprache, die niemanden ausgrenzt und alle Geschlechter anspricht. Wenn das einmal nicht gelingt, bitten wir um Nachsicht. **Gemeinde creativ** wird auf nachhaltigem Papier gedruckt.

Herausgeber und Verleger:

Landeskomitee der Katholiken in Bayern
vertreten durch Dr. Alexandra Hofstätter,
Geschäftsführerin

Redaktionsleiter: Dr. Hannes Bräutigam

Abo-Service und Vertrieb: Dr. Anja Tiedtke

Kontakt:

Landeskomitee der Katholiken in Bayern
Schäfflerstraße 9 | 80333 München
Telefon: 089 2137 7731
E-Mail: gemeinde-creativ@landeskomitee.de

Druck: Gebr. Geiselberger GmbH
Martin-Moser-Str. 23 | 84503 Altötting

Satz und Layout: Miriam Hase, München

Erscheinungsweise:

6 Ausgaben pro Jahr.
Jahresabonnement kostenfrei bestellbar unter
www.gemeinde-creativ.de.
Kündigungen jederzeit möglich.

Hoffen auf „engagierte,
offene und konstruktive
Partnerschaft“



Wo die Kraft versiegt

Liebe Leserin, lieber Leser,

es passiert meistens genau dann, wenn der Terminkalender ohnehin kurz vor dem Kollaps steht. Der Anruf aus dem Krankenhaus, ein schwerer Sturz oder die schleichende Gewissheit, dass die Vergesslichkeit des Partners eben kein schrulliger Alters-Spleen mehr ist. Von jetzt auf gleich stellt sich das Leben einer ganzen Familie radikal um. Und in unseren Pfarrgemeinden geschieht oft etwas ganz Leises: Menschen verschwinden einfach.

Die treue Lektorin oder der Senior, der jahrzehntelang seinen festen, unsichtbar reservierten Platz in der dritten Bank links hatte – sie fehlen plötzlich. Nicht aus Desinteresse, sondern weil die häusliche Pflege einen unsichtbaren Zaun um den Alltag zieht. Es fehlt schlicht die Kraft und manchmal auch der Mut, mit den neuen, ungeschminkten Sorgen in die vermeintlich heile Welt der Sonntagsgemeinde zu passen.

Genau hier schlägt das Herz unseres Auftrags, der *Diakonia*. Eine lebendige Pfarrei zeichnet sich schließlich nicht dadurch aus, wie geräuschlos die Gremien tagen oder wie perfekt der Pfarrfest-Braten gelingt, sondern ob sie den Blick für die Menschen behält, die es aus eigener Kraft nicht mehr über die Kirchenschwelle schaffen. Wenn eine demenzkranke Seniorin im Gottesdienst laut in die Predigt hineinruft, entscheidet die spontane Reaktion der Banknachbarn darüber, ob sie wiederkommt. Eine demenzfreundliche Gemeinde schafft einen Raum, in dem man auch mit Macken und Einschränkungen ganz normal dazugehört.

Auch wenn ein Kind schwer erkrankt, brennt das gesamte Familiensystem lichterloh – von den Eltern im Dauerschichtbetrieb bis zu den Geschwistern. In solchen Krisen braucht es Räume für die großen Fragen, echte seelsorgliche Begleitung und das Aushalten von Momenten, in denen eben nichts gut ist.



Niemand erwartet von uns, dass wir die professionelle Sozialstation ersetzen. Unsere Stärke liegt in der unkomplizierten Nachbarschaftshilfe. Der entscheidende Schritt beginnt bei unserer Haltung. Warten wir nicht darauf, dass sich Betroffene melden – dafür hat im Pflege-Tunnel niemand die Energie. Und die nette Floskel „Melde dich, wenn du was brauchst“ können wir uns sparen; sie verlagert die Last nur wieder zurück. Was wirklich hilft, ist das konkrete Angebot: *„Ich komme am Montagnachmittag für zwei Stunden vorbei und schaue mit deinem Mann alte Fotos an. Geh du in Ruhe zum Frisör oder leg dich eine Stunde schlafen.“*

Lassen Sie uns in dieser Ausgabe von **Gemeinde creativ** genau hinschauen, wo wache Augen und pragmatische Hände gebraucht werden. Denn eine sorgende Gemeinschaft wächst nicht auf dem Papier, sondern im ganz normalen, manchmal chaotischen Miteinander unseres Alltags.

Viel Freude beim Lesen und gute Anregungen für Ihre kirchliche Arbeit wünscht Ihnen

Hannes Bräutigam

Hannes Bräutigam
REDAKTIONSLEITER

Bayerische Musik im Wandel der Zeit

Die Entwicklung der Musiklandschaft im bayerischen Raum reicht von antiken Wurzeln bis in die Gegenwart. Das im Verlag Friedrich Pustet erschienene Sachbuch *Kleine Musikgeschichte Bayerns* von Markus Eberhardt



zeichnet diese Epochen nach. Der Band bietet einen chronologischen Überblick, der bei den archäologischen Quellen aus der Römerzeit ansetzt, die mittelalterliche Kirchenmusik sowie den Minnesang beleuchtet

und über namhafte Komponisten wie Orlando di Lasso, Richard Strauss oder Carl Orff bis zu zeitgenössischen Strömungen führt. Der Autor verdeutlicht in seiner Darstellung, dass Musik historisch stets eng mit den gesellschaftlichen, kirchlichen und politischen Strukturen verflochten war. Die Publikation untersucht dabei sowohl die höfische Repräsentationsmusik des Barock als auch die ländliche Volksmusik und neuere musikkabarettistische Formen. Damit dokumentiert das Werk die stilistische Vielfalt der regionalen Musikgeschichte und zeigt auf, wie tief musikalische Traditionen in der bayerischen Identität verankert sind. (br)

✳️ Markus Eberhardt: *Kleine Musikgeschichte Bayerns. Von der Römerzeit bis zur Gegenwart*, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2026, 180 Seiten, kartoniert, 16,95 EUR.

Selbstbestimmung bis zuletzt

Die moderne Intensivmedizin verschiebt Grenzen, wirft aber auch komplexe Fragen zur Gestaltung der letzten Lebensphase auf. Das Konzept des Advance Care Planning (ACP) setzt hier an: Durch eine professionell begleitete, strukturierte Vorsorge im Dialog mit Angehörigen und Fachkräften wird sichergestellt, dass der Wille des Einzelnen auch dann gewahrt bleibt, wenn er ihn selbst nicht mehr äußern kann.

Von Michael Feil

Referent für Glaubensfragen und Bioethik im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz

Die Möglichkeiten und Fähigkeiten, die die moderne Medizin, gerade auch die Intensiv-Medizin, mit sich bringt, sind vielfältig und oft erstaunlich. Aber auch die Grenzen dieser Handlungsmöglichkeiten gehören unausweichlich zum menschlichen Leben. Deshalb rückt die Frage, wie die letzte Lebensphase eines Menschen gestaltet werden soll, in den Fokus der Überlegungen und erfordert Entscheidungen, die zu früheren Zeiten gar nicht in Betracht kamen. Wie soll die Behandlung in medizinischer, pflegerischer und begleitender Hinsicht gestaltet werden? Unter welchen Umständen ist möglicherweise das Behandlungsziel von einer kurativen hin zu einer palliativen Ausrichtung zu verändern? Wann ist auch über eine Behandlungsbegrenzung beziehungsweise die Umsetzung eines Wunsches nach Behandlungsverzicht in den Blick zu nehmen? Welche Personen sind einzubeziehen – gerade dann wenn die betroffene Person nicht mehr in der Lage ist, ihren Willen selbst kund zu tun und zu vertreten?

DER MENSCH IM MITTELPUNKT DES VORSORGE-PROZESSES

Seit vielen Jahren bieten die Kirchen die *Christliche Patientenvorsorge* an, um hier die Möglichkeit zu stärken, eigene Vorstellungen für diese Lebensphase zu reflektieren, mit Fachleuten und Nahestehenden zu besprechen und wirksam schriftlich

festzuhalten. Viele Menschen machen dabei die Erfahrung, dass sie sich die Befassung mit einer Patientenvorsorge auch immer wieder vornehmen, das Thema aber dann auch immer wieder wegschieben, nicht nur, weil es unangenehm ist, sondern auch, weil sie sich mit diesen Fragen überfordert fühlen.

Die Erfahrung hat gezeigt, dass es für viele Menschen deshalb hilfreich ist, wenn sie bei einem solchen Reflexions- und Entscheidungsprozess kompetent begleitet werden, gerade auch, weil es dabei nicht um rein medizinische Entscheidungen geht. Daher ist es so wichtig, den ganzen Menschen, die individuelle Person und ihre Vorstellungen, Hoffnungen,



Ängste und Sorgen zu sehen und die sich daraus ergebenden Gedanken, Wünsche und Entscheidungen anzunehmen und ernst zu nehmen. Auf einen solchen Begleitungsprozess ist eine Konzeption angelegt, die sich mit dem englischen Begriff *Advance Care Planning (ACP)* verbindet. Bei ACP geht es darum, Menschen angesichts hohen Alters oder schwerwiegender Erkrankungen in einem strukturierten Gesprächsprozess durch fachlich geschulte Personen zusammen mit ihren Angehörigen zu begleiten. Im Verlauf dieses Prozesses sollen sie sich darüber klar werden können, wie ihre medizinische, pflegerische, psychosoziale, aber auch seelsorgerliche und spirituelle Betreuung und Behandlung in Situationen gestaltet werden soll, in denen sie selbst nicht mehr in der Lage sind, einzuwilligen oder zu widersprechen. ACP ist damit eine Form der Patientenvorsorge, die in Beziehung und im Prozess ausgestaltet wird. Eine wesentliche Voraussetzung dafür ist, dass es in Kliniken und Einrichtungen der Gesundheits- und Altenpflege entsprechend geschultes Personal gibt, das solche Gesprächsprozesse mit der nötigen Sensibilität, Einfühlbarkeit und mit einem entsprechend geschulten ethischen Grundverständnis begleiten kann.

QUALITÄT UND ETHIK IN DER PRAKTISCHEN UMSETZUNG

Dabei ist fachlich professionelles Handeln von ebenso großer Bedeutung wie eine gute Kommunikation von Mensch zu Mensch und nicht zuletzt auch eine ethische Grundorientierung, die sich der Würde der menschlichen Person und dem Schutz des Lebens verpflichtet weiß. Nicht nur in kirchlich getragenen Einrichtungen, aber gerade da ist es unverzichtbar, dass in einem solchen Prozess der ganze Mensch mit seinen Bedürfnissen, Nöten, Sorgen, aber auch Wünschen und Hoffnungen und nicht zuletzt mit seinem Glauben in den Blick genommen wird.

Um hier – nicht nur, aber gerade auch – für Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft ein geeignetes Orientierungsangebot für die Implementierung von ACP-Konzepten, für die Ausbildung entsprechend qualifizierter Personen und für die Alltagspraxis zu machen, hat die Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz mit Unterstützung von Experten aus Medizin, Pflege und Ethik einen Text erarbeitet, der dazu dienen soll, sich mit den hier angesprochenen Fragen zu befassen und in kompetenter Verantwortung eine gute Praxis des *Advance-Care-Planning* zu entwickeln.

Der Text *Ethische Orientierungshilfe zur Ausgestaltung von Advance Care Planning in kirchlichen Einrichtungen und Diensten* kann beim Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz bestellt oder auf der Internetseite www.dbk.de heruntergeladen werden.

Medizinische Möglichkeiten und die Endlichkeit des Lebens: Das Konzept des Advance Care Planning unterstützt Menschen dabei, rechtzeitig und selbstbestimmt Vorsorge für die letzte Lebensphase zu treffen.

Reflexionen über den Dialog mit Gott

Die Praxis des Betens berührt tiefgehende persönliche Fragen und Sehnsüchte, bleibt in ihrer individuellen Ausgestaltung jedoch oft seit der Kindheit unüberprüft. Das im St. Benno Verlag erscheinende Sachbuch *Beten* von Lukas Niederberger bietet eine Einladung, diese spirituelle Praxis grundlegend zu reflektieren. Das Werk richtet sich gleichermaßen an Glaubende wie an Suchende und Zweifelnde, die die Existenz oder die personalen Eigenschaften eines göttlichen Gegenübers nicht als selbstverständlich voraussetzen.

Der Autor wirft fundamentale Fragen nach dem Wesen und dem Zweck des Gebets auf. Dabei untersucht er, inwieweit das Gebet der eigenen Psychohygiene dient oder ob es sich um einen zweckfreien Dialog handelt. Die Publikation regt dazu an, die eigene Selbstverantwortung im Gebet zu wahren und ermutigt zu einer bewussten

Auseinandersetzung mit einem geheimnisvollen Gegenüber. Damit bietet der Band eine Orientierungshilfe für Menschen, die nach einer zeitgemäßen und reifen Form der religiösen Kommunikation suchen. (br)

* Lukas Niederberger: *Beten. Ein Begleiter für Glaubende und Suchende*, St. Benno Verlag, Leipzig 2026, ca. 160 Seiten, 20,00 EUR, gebunden (Hardcover mit Leseband).



FOTO: VERLAG PATMOS

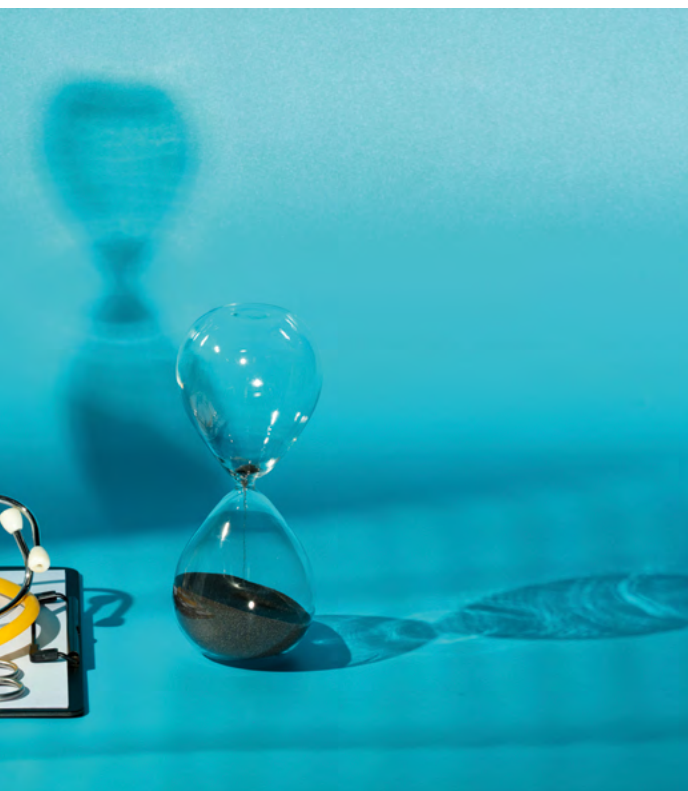


FOTO: JADE / ADOBE STOCK

Zukunftsberuf Religionspädagogik: Studieren in Benedikt- beuern

Als bayernweit einzige Bildungsinstitution, bietet die KSH München am Campus Benediktbeuern die Bachelorstudiengänge „Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit“ (B.A.) sowie „Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit dual“ (B.A.) mit bundesweiter Relevanz an. Die Studiengänge richten sich an engagierte junge Erwachsene und Eltern, die sich als Gemeindeferenten oder Religionspädagogen spezialisieren möchten. Beide Wege dauern 7 Semester, sind zulassungsfrei und frei von Studiengebühren. Die klassische Präsenzform bietet ein integriertes Praxissemester, Erasmus-Partnerschaften und studentisches Wohnen im Voralpenland. Die stark nachgefragte duale Form verbindet ein familienfreundliches Online-Studium (2 Tage/Woche) mit der Praxis vor Ort in einer Partnerdiözese (3 Tage/Woche).



FOTO: KSH MÜNCHEN/ JENS BRUCHHAUS

Dual Studierende erhalten ab dem ersten Tag einen Arbeitsvertrag, eine Vergütung über dem Bafög-Satz und Unterkünfte im historischen Kloster während der vier Blockwochen/Jahr auf dem Campus. Ein Wohnortswechsel ist nicht erforderlich. Bewerbungen sind jährlich vom 01. Mai bis 15. Juli online möglich. Ein Informationsabend in Präsenz findet am 18. November 2026 um 16:30 Uhr am Campus Benediktbeuern statt. Digitale Infotage folgen 2027 jeweils um 14:00 Uhr am Donnerstag, 08. April, und Mittwoch, 09. Juni. (mhm)

Zusammenhalt entsteht im Alltag

Gesellschaftlicher Zusammenhalt und Integration entscheiden sich nicht in politischen Debatten, sondern im konkreten Miteinander des Alltags. Am Beispiel der häuslichen wie professionellen Pflege wird deutlich, wie das gemeinsame Tragen von Verantwortung über Generationen und Kulturen hinweg Brücken baut und welche tragende Rolle Pfarrgemeinden dabei spielen.

Von Karl Straub, MdL

Integrationsbeauftragter der Bayerischen Staatsregierung

Wenn Menschen plötzlich pflegebedürftig werden, verändert sich oft das ganze Leben einer Familie. Vieles, was zuvor selbstverständlich war, tritt in den Hintergrund: soziale Kontakte, Freizeit, manchmal auch das Engagement in Vereinen oder Pfarrgemeinden. Pflege geschieht häufig still – zuhause, im engsten Kreis der Angehörigen und oft unter großer persönlicher Belastung.

Gerade deshalb ist es wichtig, dass Menschen in solchen Situationen nicht aus dem Blick geraten. Unsere Gesellschaft lebt davon, dass wir füreinander Verantwortung übernehmen und einander tragen. Das gilt in besonderer Weise auch für unsere Pfarrgemeinden und das vielfältige ehrenamtliche Engagement in Bayern.

BRÜCKEN BAUEN DURCH GEMEINSAME VERANTWORTUNG

In meinen Gesprächen und Begegnungen im ganzen Freistaat erlebe ich immer wieder, wie viel Zusammenhalt im Alltag tatsächlich gelebt wird. Menschen kümmern sich um einander – unabhängig von Herkunft, Religion oder Lebensgeschichte. Gerade dort, wo konkrete Hilfe gebraucht wird, entstehen oft Begegnungen, die Vorurteile abbauen und Vertrauen wachsen lassen.

Das zeigt sich auch im Pflegebereich. Viele Menschen mit Einwanderungsgeschichte arbeiten heute selbstverständlich in Krankenhäusern, Pflegeeinrichtungen oder sozialen Diensten. Sie begleiten Menschen in schwierigen Lebenssi-

tuationen, übernehmen Verantwortung und leisten einen wichtigen Beitrag für unser gesellschaftliches Miteinander. Gleichzeitig übernehmen in vielen Familien Angehörige selbst Verantwortung für die Pflege ihrer Eltern oder Großeltern. Dieses Engagement verdient große Anerkennung.

Pflege macht deutlich, wie sehr Menschen aufeinander angewiesen sind. Gerade in Zeiten von Krankheit, Alter oder Einsamkeit zeigt sich, wie wichtig Mitmenschlichkeit, Geduld und Zuwendung sind. Oft sind es kleine Gesten, die einen großen Unterschied machen: ein Gespräch, ein Besuch, ein offenes Ohr oder praktische Hilfe im Alltag. Viele Ehrenamtliche leisten hier Tag für Tag Beeindruckendes – häufig leise und ohne große öffentliche Aufmerksamkeit.

Integration zeigt sich dabei oft nicht zuerst in politischen Debatten, sondern ganz konkret im Alltag: dort, wo Menschen gemeinsam Verantwortung tragen, sich gegenseitig unterstützen und sich in unsere Gesellschaft einbringen. Pflege kann Brücken bauen – zwischen Generationen, Kulturen und unterschiedlichen Lebenswelten. Wo Menschen einander begegnen, entstehen Verständnis und Vertrauen.

DIE TRAGENDE ROLLE DER PFARRGEMEINDEN VOR ORT

Kirchen und Pfarrgemeinden leisten hierzu einen wichtigen Beitrag. Sie schaffen Räume der Begegnung, der Gemeinschaft und des Zusammenhalts. Gerade Menschen, die durch Pflege oder persönliche Belastungen aus dem gewohnten Alltag herausgerissen werden, brauchen Orte, an denen sie wahrgenommen werden und



FOTO: BRANIMIR / ADOBE STOCK

Begegnung schafft Vertrauen: Unabhängig von Herkunft oder Lebensgeschichte entsteht Zusammenhalt dort, wo sich Menschen im Alltag füreinander Zeit nehmen und Verantwortung tragen.

Unterstützung erfahren. Das kann durch Besuchsdienste, Gesprächsangebote, Nachbarschaftshilfe oder einfach durch ehrliche Anteilnahme geschehen.

Besonders beeindruckend finde ich, wie selbstverständlich sich vielerorts Menschen mit ganz unterschiedlichen Lebensgeschichten gemeinsam engagieren. Integration gelingt dort besonders gut, wo Menschen Verantwortung übernehmen, ihren Platz in unserer Gesellschaft finden und Bayern aktiv mitgestalten. Ehrenamt verbindet Menschen oft unmittelbarer als jede gesellschaftliche Debatte.

Unsere Gesellschaft wird vielfältiger – und damit wachsen auch die Anforderungen an gegenseitiges Verständnis und Rücksichtnahme. Dazu gehört beispielsweise, sensibel mit unterschiedlichen kulturellen oder religiösen Prägungen umzugehen, ohne dabei unsere gemeinsamen Werte aus dem Blick zu verlieren. Ge-

rade im Pflegebereich spielen Fragen von Sprache, Vertrauen, Nähe und Würde eine wichtige Rolle.

Entscheidend ist letztlich nicht, woher jemand kommt, sondern ob Menschen bereit sind, Verantwortung für das Zusammenleben zu übernehmen. Genau dort entsteht gesellschaftlicher Zusammenhalt.

Ich bin überzeugt: Bayern lebt von diesem Miteinander. Von Ehrenamtlichen, die Zeit schenken. Von Angehörigen, die Pflege leisten. Von Hauptamtlichen, die täglich Verantwortung tragen. Und von Menschen, die sich mit ihren Fähigkeiten in unsere Gesellschaft einbringen und Verantwortung übernehmen.

Gerade in einer Zeit, in der gesellschaftliche Debatten oft von Zuspitzung und Polarisierung geprägt sind, sollten wir den Blick stärker auf das richten, was uns verbindet. Denn Zusammenhalt entsteht nicht abstrakt – er entsteht im konkreten menschlichen Miteinander.



Neuer Leitfaden für Menschen im Pfarrgemeinderat

Ein guter Leitfaden beantwortet nicht nur Fragen – er macht Lust, Kirche vor Ort aktiv zu gestalten. Genau das leistet die vollständig überarbeitete Arbeitshilfe für Pfarrgemeinderätinnen und Pfarrgemeinderäte des Diözesanrats der Katholiken der Erzdiözese München und Freising. Mit einem modernen, klar strukturierten Design, einer benutzerfreundlichen Gliederung und zahlreichen Praxishilfen ermöglicht sie eine schnelle Orientierung und lädt dazu ein, immer wieder gezielt nachzuschlagen oder sich inspirieren zu lassen.

Neben bewährtem Grundlagenwissen greift der neue Leitfaden zentrale Themen auf, die für die Arbeit in den Pfarrgemeinden heute unverzichtbar sind: Er sensibilisiert für den Umgang mit Grenzüberschreitungen und sexualisierter Gewalt, gibt Orientierung für verantwortungsvolles Handeln und zeigt zugleich, wie Synodalität vor Ort konkret gelebt werden kann. Er ermutigt, Neues auszuprobieren, kreativ zu sein und darauf zu achten, dass das Ehrenamt immer auch Freude bereiten soll.

Ob für den Einstieg in die Ratsarbeit oder als Nachschlagewerk im Alltag: Der Leitfaden verbindet theologische Grundlagen mit konkreten Handlungsempfehlungen, Checklisten und Praxisimpulsen. Wer das Leben seiner Pfarrgemeinde gestalten will, findet hier einen verlässlichen Begleiter – aktuell, praxisnah und motivierend. (rm)

FOTO: DIÖZESANRAT DER KATHOLIKEN DES ERZBISTUMS MÜNCHEN UND FREISING

Kreativ sein

Von Sr. Stefanie Strobel

Vermutlich kennen Sie Menschen in Ihrem Umkreis, die Angehörige pflegen. Sie hören von deren Herausforderungen, dies zeitlich meist neben dem Berufsleben zu tun. Sie erfahren, was es an enormen Hürden in der Bürokratie gibt, viele haben finanzielle Fragen und Sorgen, wie die Ausgaben für die Pflege gestemmt werden soll. Auch in unseren Pfarrgemeinden gibt es Menschen, die pflegebedürftige Familienmitglieder haben.

In den Evangelien gibt es sehr viele Berichte darüber, dass Jesus kranke Menschen heilt. In dem Zusammenhang ist auch das Wort Jesu überliefert, dass nicht die Gesunden, sondern die Kranken den Arzt brauchen. Jesus hatte einen ganz besonders aufmerksamen Blick auf die Menschen, die am Rande der Gesellschaft standen oder dorthin gedrängt wurden, aufgrund von Krankheit oder einem „Anders sein“. Zugleich hat Jesus auch einen Blick für die Angehörigen. Es wird mehrfach berichtet, dass ihn deren Not sehr berührt: Er sieht die Sorge des Hauptmanns um seinen kranken Diener (Mt 8), die Trauer der Mutter, die ihren einzigen Sohn verloren hat (Lk 7), er lässt sich berühren vom Vater, der über seine kranke Tochter besorgt ist (Mk 5).

Der Titel dieser Zeitschrift „Gemeinde *creativ*“ ist an der Stelle sehr passend, um zu überlegen, wie man auf kreative Weise Gemeindemitglieder unterstützen kann, die auf einmal oder immer öfter ihre Zeit für pflegende Angehörige einsetzen

und dadurch weniger in die Pfarrei kommen können.

Es braucht Kreativität! Ein gelungenes Beispiel dafür ist die Erzählung im Markusevangelium (Mk 2,1-12). Vier Männer wollen einen Gelähmten zu Jesus ins Haus bringen, damit er ihn heilt. Doch weil ihnen der Weg verstellt ist, klettern sie aufs Dach, schlagen die Lehm-/Strohdecke durch und lassen den Gelähmten auf seiner Tragbahre hinunter. Direkt vor die Füße Jesu!

Nun, das ist keine Anregung, Decken durchzuschlagen! Aber: kreativ zu sein! Denn je nach der Schwere der Situation gibt es vielleicht doch ein „offenes Fenster“, durch das der Kontakt mit der Pfarrei erhalten bleiben kann. Durch kurze Besuche oder Anfrage zur Übernahme von kleinen Diensten. Durch die Technik, eines „Zooms“, vielleicht doch an einer Gruppe oder Besprechung teilnehmen zu können, etc. Und durch die Unterstützung im Gebet. Ein Krankengottesdienst ist eine Weise, den erkrankten oder pflegebedürftigen Menschen vor die Füße Jesu zu legen. ER möge aufrichten, trösten, stärken! Und dazu gehören auch die Angehörigen, die man vergisst. Sie sind ein wichtiger Teil und werden leicht übersehen. Auch sie brauchen die Nähe zum Herrn. Auch sie brauchen Stärkung und Ermutigung. Eine solche Feier bringt Menschen, die in einer solchen Situation schnell an den Rand des kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens geraten, in die Mitte der Gemeinde zurück.



Demenzfreundliche Gemeinde

Wenn Menschen an Demenz erkranken, verschwinden sie und ihre pflegenden Angehörigen oft schleichend aus dem aktiven Gemeindeleben – häufig bedingt durch Unsicherheit im Umgang mit den Veränderungen. Eine demenzfreundliche Pfarrei setzt darauf, Barrieren abzubauen, Ehrenamtliche durch Wissen zu stärken und Betroffene nicht über Defizite, sondern über ihre verbliebenen Fähigkeiten und Gaben aktiv einzubinden.

Von Julia Inthorn

Professorin für Angewandte Ethik an der Hochschule für Philosophie SJ in München

Frau M. ist stolze 86 Jahre alt. Früher besuchte sie gerne und häufig Veranstaltungen ihrer Pfarrgemeinde. Sie war regelmäßig sonntags im Gottesdienst. Als sie noch etwas jünger war und sich rüstiger fühlte, engagierte sie sich aktiv im Besuchskreis und kam zu runden Geburtstagen und anderen Anlässen mit einem Gruß aus der Gemeinde zuhause bei Menschen vorbei. Als ihre Kräfte nachließen, hatte sie ihren festen Platz im Seniorenkreis und steuerte gerne einen selbstgebackenen Kuchen bei, wenn Beiträge für ein Buffet erbeten waren. Seit ein paar Wochen taucht sie nicht mehr in der Gemeinde auf. Es gab da diesen Vorfall – während der Predigt hat sie (etwas zu laut und alle konnten es hören) gesagt, was ihr durch den Kopf ging – nämlich warum sie alle da weiter zuhören sollen, das ginge doch schon lang genug. Alle haben sich zu ihr umgedreht, ein paar haben getuschelt. Nach dem Gottesdienst haben einige (mit mitleidigem Unterton) mit ihrer Begleitung gesprochen, auf Frau M. selbst ist niemand zugekommen und hat mit ihr gesprochen. Seither fühlt sie sich nicht mehr so willkommen wie früher.

Frau M. ist an Demenz erkrankt, sie ist weiterhin gut zu Fuß und mobil, sie hat Freude am gemeinsamen Singen, den vertrauten Ritualen der Messe und an der Geselligkeit. Auf Grund der Erkrankung fallen ihr manche Dinge schwerer als früher und sie ist auf Hilfe angewiesen. Und so, wie ihr, geht es vielen. An Demenz

zu erkranken und mit Demenz zu leben geht für Betroffene in der Regel mit großen Veränderungen, nach und nach auftretenden Einschränkungen und Schwierigkeiten im Alltag einher. Dabei handelt es sich bei Demenz in seinen verschiedenen Formen nicht um eine seltene Erkrankung. Aktuell leben in Deutschland circa 1,8 Millionen Menschen, die an Demenz erkrankt sind. Folgt man den Prognosen, so wird diese Zahl aufgrund der demografischen Entwicklung in Deutschland weiter ansteigen. Die Zahlen spiegeln sich auch im persönlichen Erleben von Menschen wider: Kaum jemand, der oder die nicht in der eigenen Familie oder im Freundeskreis jemanden hat oder kennt, der oder die an Demenz erkrankt ist. Der größte Teil der Personen, die an Demenz erkrankt sind, lebt zu Hause und wird dort von Familienmitgliedern und An- und Zugehörigen versorgt.

EIN THEMA FÜR PFARRGEMEINDEN?

Pfarrgemeinden haben in der Regel den Anspruch, offen für alle Gläubigen in den verschiedensten Lebenslagen zu sein, für Menschen in schwierigen Situationen da zu sein, sie zu unterstützen und sie mit ihren unterschiedlichen Fähigkeiten willkommen zu heißen. Das gilt für den Gottesdienst genauso wie für weitere Angebote, bei denen Menschen zu verschiedensten Zwecken zusammenkommen. Allen gerecht zu werden, ist nicht immer leicht, und so haben sich je nach Bedarf verschiedene Angebotsformen entwickelt – von der Kinderbibelwoche bis zum Seniorencafé –, die die Bedürfnisse und Fähigkeiten einzelner

Gruppen besonders berücksichtigen und in denen ihre jeweiligen Themen im Zentrum stehen. Dem steht die Beobachtung gegenüber, dass Menschen, die an Demenz erkranken, irgendwann aus dem üblichen Miteinander einer Gemeinde verschwinden – nicht selten verschwinden die pflegenden Angehörigen mit ihnen. Sie werden unsichtbar. Häufig gehen dem unangenehme Erfahrungen, wie im oben geschilderten Beispiel, voraus, bei denen sie sich mit ihren jeweiligen Besonderheiten oder Bedürfnissen nicht willkommen gefühlt haben. Typische Beispiele sind, dass jemand sich im Seniorencafé auf den „falschen“ Platz gesetzt hat, die Orientierung in den Räumlichkeiten beispielsweise zur Toilette und zurück nicht mehr klappt oder spontane Bemerkungen nicht akzeptiert werden. Vielfach geht das einher mit Blicken und Bemerkungen zum vermeintlichen Zustand der betroffenen Person. So entsteht bei Gemeindemitgliedern, die an Demenz erkrankt sind, der Eindruck, sie seien nicht willkommen oder die Gemeinde sei nicht mehr der richtige Ort für sie.

Wie kommt es zu solchen Situationen? Vielfach geschehen sie aus Unsicherheit und Unwissenheit – der Priester ist vermutlich auch erstmal perplex bei einer solchen Bemerkung, mitten in seine Predigt hinein, und kann nicht spontan reagieren. Wenn eine solche Bemerkung fällt, dann kann eine Antwort wie „Danke für den Hinweis, dass es zu lang wird, ich komme gleich zum Schluss, und dann singen wir gemeinsam ein Lied“ die Situation entschärfen.

DEMENTZFREUNDLICHE GEMEINDE

Was zunächst als zusätzliche Aufgabe und Herausforderung für in der Regel ohnehin schon überlastete Gemeinden aussehen mag, wirft grundsätzlichere Fragen auf, nämlich wie wir uns in Gemeinden begegnen wollen. Menschen mit Demenz sind dabei eine Gruppe unter vielen. Wir alle haben Bedürfnisse und müssen uns in Gemeinschaften ein Stück weit an-



Fähigkeiten im Blick: Die Einbindung von Menschen mit Demenz in das alltägliche Gemeindeleben erfordert statt Sonderlösungen vor allem eine Haltung, die Potenziale wahrnimmt und Räume für Begegnung offen hält.

passen. Gleichzeitig lässt sich fragen, wie Gemeinschaften auf Personen zugehen und als wer man angesprochen wird. Teilhabe ist dafür häufig ein wichtiges Schlagwort. Menschen haben unterschiedliche Fähigkeiten und wollen lieber für diese Fähigkeiten als das, was sie (noch) nicht oder nicht mehr können, gesehen werden. Die Tatsache, dass jemand an Demenz erkrankt ist (und zum Beispiel kein gutes Kurzzeitgedächtnis mehr hat), bedeutet nicht, dass die vielen anderen Fähigkeiten der Person ebenfalls verloren gegangen sind. Handwerken und mit anpacken, Singen, Spielen und Vorlesen, Sport treiben und für seine Meinung eintreten sind weitere Fähigkeiten, die im Miteinander genutzt werden können. Gemeinschaften so zu gestalten, dass die vielen verschiedenen Gaben von Menschen zu einem Mehrwert für viele werden können, wäre die Vision einer demenzfreundlichen – menschenfreundlichen – Gemeinde.

Menschen wollen für das, was sie sind, mit allem Potenzial, wahrgenommen werden. Es wird eine aktive Mitgestaltung angestrebt und eine regelmäßige Einbeziehung erwartet. Auch dann werden sie gefragt, wenn sie nicht auf alles eine Antwort haben. Wenn diese Haltung umgesetzt wird, dann entsteht aus der Logik des Spezialangebots für verschiedene Gruppen die eines gemeinsamen Schaffens.

WEGE ZUR MENSCHENFREUNDLICHEN GEMEINSCHAFT

Schritte auf dem Weg zu einer demenzfreundlichen Gemeinde können vielfältig sein. Allen Maßnahmen liegt die Grundhaltung zugrunde, Menschen mit ihren Fähigkeiten zu sehen – dies beginnt damit, sie als Personen mit Fähigkeiten anzusprechen (und nicht als Kranke). Ein erster Schritt kann das Angebot von Fortbildungen für Mitarbeiterinnen

und Mitarbeiter sowie Ehrenamtliche sein, damit mehr Wissen über Demenz, den Verlauf und die besonderen Bedürfnisse von Menschen mit einer Demenzerkrankung bei allen, die Angebote gestalten, vorhanden ist. Dieses Wissen baut Unsicherheiten und damit Barrieren ab. Weitere Schritte können folgen, beispielsweise auf klare Beschilderung aller Räume und Wege zu achten. Noch viel bedeutsamer ist es, die konkrete Gestaltung mit denjenigen zu machen, die selbst an Demenz erkrankt sind, sie zu fragen und einzubeziehen. Viele Kommunen und politische Gemeinden haben sich schon auf den Weg gemacht und wollen demenzfreundlicher werden, Pfarrgemeinden können sich hier vernetzen. Dort, wo dieser Weg begangen wurde, hat man festgestellt, dass viele andere Gruppen davon auch profitieren – weil es viele andere Gruppen gibt, die auch nicht gern lange stillsitzen und zuhören wollen.

Gesehen werden, wenn die Kraft fehlt

Pflege bindet enorme zeitliche und emotionale Ressourcen – oft zulasten des eigenen sozialen Lebens. Wie kann die Vernetzung zwischen staatlichen Fachstellen und der kirchlichen Basis vor Ort besser gelingen, um pflegende Angehörige spürbar zu entlasten? *Gemeinde creativ* hat nachgefragt bei Thomas Zöller, MdL, dem Patienten- und Pflegebeauftragten der Bayerischen Staatsregierung.

Gemeinde creativ: Herr Zöller, in Pfarreien und Gemeinden engagierte Menschen fallen oft plötzlich weg, wenn ein Pflegefall eintritt. Wie groß ist aus Ihrer Sicht die Gefahr, dass diese Menschen in der „stillen Isolation“ der häuslichen Pflege unsichtbar werden?

Thomas Zöller: Ich erachte die Gefahr der „stillen Isolation“ als real und erheblich – und sie wird häufig unterschätzt. Wenn ein Mensch in der Familie pflegebedürftig wird, verändert sich der Alltag oft von heute auf morgen. Termine, Gottesdienste oder der kurze Plausch nach der Messe treten plötzlich in den Hintergrund. Viele pflegende Angehörige stehen unter einem großen Zeit- und Organisationsdruck: Medikamente, Arzttermine und Anträge. Für das eigene soziale Leben bleibt kaum Kraft und Zeit. Pflege bindet zeitliche Ressourcen, Kraft und Emotionen – ohne proaktive Ansprache und niedrigschwellige Angebote verlieren viele den Anschluss.

Das Schwierige ist: Diese Menschen verschwinden nicht, weil ihnen die Gemeinschaft unwichtig geworden wäre. Sie verschwinden, weil die Pflege überwiegend zu Hause stattfindet. Deshalb benötigen Gemeinschaften einen sensiblen Blick: Wer war immer da und ist es nun nicht mehr? Da beginnt bereits „Sorgekultur“.

Was hindert Pflegende am meisten daran, Teil des Gemeindelebens zu bleiben? Ist es nur der Zeitmangel oder

auch die Sorge, mit der neuen Belastung nicht mehr in die „heile Welt“ der Pfarrei und der Gemeinde zu passen?

Zeitmangel ist aus meiner Sicht eine zentrale Hürde und meist auch das erste Problem, aber sicher nicht das einzige. Pflege bedeutet, dauernde Verantwortung. Viele Angehörige können nicht einfach spontan zu einer Veranstaltung gehen, weil sie nicht wissen, ob die zu pflegende Person in dieser Zeit gut versorgt ist. Gleichzeitig kommen starke emotionale und soziale Faktoren hinzu. Viele Pflegende fühlen sich erschöpft, überfordert oder schämen sich, weil der Alltag nicht mehr „geordnet“ läuft.

Deshalb ist es so wichtig, dass Pfarreien und Gemeinden deutlich machen: Pflege, Krankheit, Demenz, Überforderung und Trauer gehören zum Leben.

Welche konkreten bayerischen Unterstützungsstrukturen sollten Ehrenamtliche kennen, um sich im Pflegealltag Entlastung zu schaffen, damit wieder Raum für soziale Kontakte entsteht?

Ganz wichtig ist zunächst, dass Ehrenamtliche wissen, wo sie in ihrer Kommune oder ihrem Landkreis Pflegeberatung finden. Hier sind Pflegestützpunkte ein wichtiger Anlaufpunkt. Sie beraten, begleiten und helfen dabei, ein tragfähiges Hilfsnetz aufzubauen. Daneben ist auch die Pflegeberatung der Pflegekassen selbst ein wichtiges Hilfsangebot.

Viele Angehörige wissen gar nicht, welche Entlastungsmöglichkeiten es gibt – oder sie kommen erst sehr spät dazu, sich beraten zu lassen.

Außerdem gibt es in vielen bayerischen Kommunen die Fachstellen für Pflegende Angehörige, die vor allem psychosoziale Unterstützung leisten. In Bayern gibt es vielfältige Angebote, Kurzzeitpflege, Tagespflege, Verhinderungspflege und andere Angebote zur Unterstützung im Alltag. Diese Strukturen können spürbar entlasten. Entscheidend ist aber: Niemand sollte warten, bis die Belastung unerträglich wird. Beratung darf und soll man frühzeitig in Anspruch nehmen – nicht erst, wenn gar nichts mehr geht.

Wie kann die Vernetzung zwischen den staatlich geförderten Fachstellen für pflegende Angehörige und der kirchlichen Basis vor Ort besser gelingen? Wo sehen Sie hier die Pfarreien und Kommunen in der Pflicht?

Eine gelingende Vernetzung braucht einfache, verlässliche Schnittstellen und vor allem niedrigschwellige Angebote in der Pfarrei. Die Pfarreien können oft die Nähe zu den Menschen bieten, Fachstellen müssen Rahmen, Beratung und Koordination sicherstellen. Informationen zu Beratung, Entlastungsangeboten und Pflegeleistungen sollten nicht nur im Rathaus ausliegen, sondern auch im Pfarrbüro oder im Pfarrbrief veröffentlicht werden.

Es geht nicht darum, dass Pfarreien selbst eine Pflegeberatung ersetzen. Aber sie können Brücken bauen. Ein gutes Quartiersmanagement lebt genau davon, dass Pflegebedürftige und pflegende Angehörige nicht aus ihrem sozialen Umfeld herausfallen, sondern im vertrauten Lebensraum Unterstützung finden. Aus meiner Sicht ist die zentrale Frage: Weiß

eine pflegende angehörige Person in der konkreten Gemeinde, an wen sie sich wenden kann?

Was kann aus Ihrer Sicht die Kirche für Pflegende leisten, was über die rein professionelle Pflegeberatung hinausgeht bzw. was erwarten Sie sich? Welche Rolle spielen hier Spiritualität und Gemeinschaft?

Professionelle Beratung ist ohne Frage unverzichtbar. Aber sie beantwortet bei Weitem nicht alle Fragen. Wer pflegt, stellt sich oft auch existenzielle Fragen: Darf ich erschöpft sein? Darf ich wütend sein? Was bedeutet Würde, wenn ein geliebter Mensch immer mehr auf Hilfe angewiesen ist? Hier kann Kirche durch beständige, vertrauliche Präsenz, durch Raum für diese Fragen und Rituale helfen. Auch das Angebot einer tragfähigen Gemeinschaft ist bedeutend. Spiritualität kann hier Kraft geben, gerade wenn die Situation nicht „lös-

bar“ ist. Kurz: Die Kirche kann Pflegenden Geborgenheit, Bedeutung und Gemeinschaft schenken, um die Belastung tragbarer zu machen und langfristig soziale Teilhabe zu ermöglichen.

Gibt es Initiativen in Bayern, die Sie als vorbildhaft empfinden, wenn es darum geht, Pfarreien und Gemeinden zu „sorgenden Gemeinschaften“ zu entwickeln?

Ich möchte weniger eine einzelne Initiative herausheben, sondern vielmehr ein Prinzip: Vorbildlich ist es, wenn Hauptamt, Ehrenamt, Kommune, Kirche und professionelle Dienste nicht nebeneinander arbeiten, sondern gemeinsam Verantwortung übernehmen.

Gerade funktionierende Quartierskonzepte halte ich für besonders wichtig. Direkt vor Ort kann ganz konkret geklärt werden: Was brauchen die Menschen hier vor Ort? Wer

pflegt zu Hause? Welche Treffpunkte gibt es? Quartiersmanagement kann niedrigschwellig Hilfe ermöglichen und nicht erst große Strukturen schaffen.

Wenn Sie den Leserinnen und Lesern der Gemeinde kreativ eine Botschaft mitgeben: Wie sieht der erste Schritt aus, um Pflegende aktiv zurück in die Mitte der Gemeinde zu holen?

Der erste Schritt ist klar: nicht warten, bis sich jemand meldet. Viele pflegende Angehörige melden sich nicht, weil sie keine Kraft haben oder niemandem zur Last fallen wollen. Deshalb braucht es eine achtsame, zugewandte Gemeinde. Aus meiner Sicht genügt es auch nicht, schlicht zu sagen: „Melde dich, wenn du etwas brauchst.“ Das ist gut gemeint, aber in der Regel zu unkonkret. Besser ist konkrete Dinge anzubieten: „Ich komme nächsten Montag für eine Stunde vorbei.“

Thomas Zöller MdL

ist seit Oktober 2023 Mitglied des Bayerischen Landtags und seit November 2023 der Patienten- und Pflegebeauftragte der Bayerischen Staatsregierung. Der Unterfranke ist staatlich geprüfter Maschinenbautechniker und war von 2008 bis 2023 Erster Bürgermeister des Marktes Mönchberg. Sein Ziel ist es, die Rahmenbedingungen für Pflegebedürftige und deren Angehörige spürbar zu verbessern, wobei ihm der direkte Austausch mit den Betroffenen vor Ort ein spezielles Anliegen ist. Besonders setzt er sich für tragfähige Quartierskonzepte ein, um Pflegebedürftigen und pflegenden Angehörigen möglichst lange ein selbstbestimmtes Leben im vertrauten Umfeld zu ermöglichen und Unterstützungsangebote vor Ort besser miteinander zu vernetzen.



Demenzkurs bietet pflegenden Angehörigen Halt

Wenn die Welt der Liebsten entgleitet

Ein Kurs der Seniorensorge begleitet Angehörige von Menschen mit Demenz. Er vermittelt Wissenswertes über die Krankheit, schafft Raum für Austausch und stärkt mit spirituellen Impulsen.



Pflegende Angehörige von Menschen mit Demenz leisten Unglaubliches – und brauchen selbst Zuwendung, Entlastung und ein starkes Netzwerk.

Von Stephanie Steidl

Freie Journalistin

Schnell die Jacke überziehen und loslaufen, weil ein Termin ansteht oder das Taxi wartet – eine Alltagssituation, die die meisten Menschen problemlos bewältigen. Für Menschen mit Demenz kann sie jedoch zur Herausforderung werden. Eile und Zeitdruck lösen bei ihnen häufig Angst, Verunsicherung oder Überforderung aus. Was bedeutet „schnell“? Wohin soll ich? Was geschieht gerade mit mir?

„Im Kontakt mit Menschen mit Demenz muss man sich Zeit nehmen“, sagt Seniorensorgeberaterin Andrea Schirnjack. Mit der Aufforderung „Jetzt zieh die Jacke an, wir müssen los“, funktioniert das unter Umständen nicht.

DAS LEBEN DER FAMILIE STEHT KOPF

Für Außenstehende wirken solche Situationen oft banal. Angehörige von Menschen mit Demenz erleben jedoch ständig, wie sehr die Erkrankung den Alltag verändert. Denn De-

menz betrifft nicht nur die Erkrankten selbst, sondern stellt das Leben der ganzen Familie auf den Kopf.

Partnerinnen und Partner sowie Töchter und Söhne übernehmen Verantwortung, organisieren Arztbesuche und strukturieren den Tagesablauf. Gleichzeitig müssen sie miterleben, wie ihnen ein vertrauter und geliebter Mensch Stück für Stück entgleitet.

Andrea Schirnjack berichtet von Betroffenen, die überzeugt sind, erst 40 Jahre alt zu sein, obwohl sie längst ihren 80. Geburtstag gefeiert haben. Wenn dann der 60-jährige Sohn zu Besuch kommt und „Mutter“ zu der alten Dame sagt, versteht diese die Welt nicht mehr. Andere Erkrankte finden nachts keinen Schlaf und wandern durch die Wohnung. Auch ihre Angehörigen kommen dann kaum noch zur Ruhe.

Damit die Belastung nicht zu groß wird, brauchen pflegende Angehörige Unterstützung und Begleitung, sagt Schirnjack. Genau hier setzt der IKS-Kurs an, den sie seit 2023 im Auftrag der Seniorenpastoral des Erzbistums in Kooperation mit dem Fischer's Seniorenzentrum in Erding anbietet.

IKS steht für „informativ, kommunikativ und spirituell“ – drei Begriffe, die sowohl die Inhalte des Kurses als auch die Bedürfnisse vieler pflegender Angehöriger beschreiben.

PRAKTISCHE HILFE GEGEN DIE ERSCHÖPFUNG

An erster Stelle steht die Information. Obwohl das Thema Demenz heute in der Öffentlichkeit deutlich präsenter ist als noch vor einigen Jahren, erlebt Schirnjack weiterhin einen großen

Informationsbedarf. „Wenn man plötzlich selbst betroffen ist, stellen sich viele Fragen ganz neu“, sagt sie. Zum Beispiel, wie die Krankheit verläuft, welche Formen der Demenz es gibt oder woran sich erste Anzeichen erkennen lassen.

Viele Teilnehmende kommen auch mit sehr konkreten Anliegen in den Kurs: „Warum erkennt mich meine Mutter plötzlich nicht mehr?“ Weshalb stellt mein Mann dieselbe Frage immer wieder? Warum schläft meine Frau nachts kaum noch?“

Die Kursleiterin Andrea Schirnjack leitet die Treffen gemeinsam mit einer gerontopsychiatrischen Fachkraft, die auch mit ihrer medizinischen Expertise zur Verfügung steht.

Es werden auch ganz praktische Hilfen vorgestellt, wie ambulante Pflegedienste, Tagespflegeangebote, Entlastungsdienste oder Pflegeheime. Besonders wichtig ist die Ermutigung, diese Angebote tatsächlich anzunehmen. Denn viele Angehörige opfern sich bis an die Grenzen ihrer Kräfte auf. „Niemand hat etwas davon, wenn die gesunden Angehörigen zusammenbrechen“, sagt Andrea Schirnjack.

Besonders bewegt hat sie die Geschichte eines hochbetagten Ehepaares. Beide waren bereits über 80 Jahre alt. Die Ehefrau pflegte ihren demenzkranken Mann allein, bis sie sich nach dem Kurs schließlich Unterstützung holte. „Das ist für mich ein großer Erfolg“, sagt Schirnjack, „wenn Menschen den Mut finden, sich helfen zu lassen.“

KOMMUNIKATION AUF AUGENHÖHE UND SPIRITUELLE KRAFT

Neben dem informativen Teil beschäftigt sich der Kurs auch mit der Frage, wie die Kommunikation mit Menschen mit Demenz gelingen kann. Denn diese folgt anderen Regeln als die Alltagskommunikation mit gesunden Menschen.

Schirnjack empfiehlt beispielsweise, langsamer zu sprechen, Blickkontakt zu halten und dem Gegenüber ausreichend Zeit für eine Antwort zu lassen. „Oft können schon kleine Veränderungen den Alltag spürbar erleichtern“, sagt sie. Dadurch entstünden viele Konflikte gar nicht erst.

Wertvolle Anregungen kommen dabei nicht nur von der Seniorensel-

sorgerin, sondern auch von den Teilnehmenden selbst. Viele pflegende Angehörige haben eigene, gute Strategien entwickelt. Im gegenseitigen Austausch entstünden daher oft die hilfreichsten Ideen. „Im Kurs sitzen nicht nur Teilnehmende, sondern eine Runde von Expertinnen und Experten.“ Deshalb folgt der Kurs der Initiative Kurskonzept Seniorensorge (IKS) keinem starren Ablauf. Das Konzept bildet den Rahmen, doch die Fragen, Sorgen und Erfahrungen der Teilnehmenden bestimmen die Themen. Der Kurs findet im Fischer's Seniorenzentrum statt, und das aus einem besonderen Grund: Während der Treffen können die demenziell Erkrankten in der dortigen Tagespflege betreut werden. Dieses Angebot ermöglicht es einigen pflegenden Angehörigen überhaupt erst, am Kurs teilzunehmen.

Informationen über Demenz und Tipps für eine gelingende Kommunikation sind auch in Kursen anderer Anbieter zu finden. Das Besondere am IKS-Kurs ist das „S“ – der spirituelle Aspekt.

Das bedeutet konkret, dass die Teilnehmenden bei den Treffen auch die Möglichkeit haben, sich anhand von biblischen Texten auszutauschen und ihre Sorgen und Nöte vor Gott zu tragen. Jedes Treffen schließt mit einem spirituellen Impuls, einem Gebet und einem Segen ab. Dieser Moment bietet Raum, um loszulassen, Kraft zu schöpfen und für einen Augenblick zur Ruhe zu kommen. Hier dürfen Trauer, Hilflosigkeit und Fragen ihren Platz haben – ebenso wie Dankbarkeit und Hoffnung.

„Jeder und jede soll erfahren dürfen: Man ist nicht allein. Da ist einer, der den Weg mitgeht und Zuversicht schenkt“, sagt Schirnjack. Wenn gewünscht, endet der Kurs nach dem letzten Treffen mit einem gemeinsamen Gottesdienst.

Die Seelsorgerin Schirnjack betont, dass die Unterstützung pflegender Angehöriger eine wichtige und notwendige Aufgabe sei. Tag für Tag leisten diese Menschen Unglaubliches und gehen dabei oft über ihre Belastungsgrenzen hinaus. „Und sie brauchen nicht nur Informationen. Sie brauchen Menschen, die ihre Situation verstehen, sie entlasten und an ihrer Seite sind.“

IKS-Kurs: informativ, kommunikativ, spirituell

Für wen?

Der IKS-Kurs richtet sich an Menschen, die Angehörige mit Demenz zu Hause oder im Pflegeheim begleiten.

Was erwartet die Teilnehmenden?

- Informationen über die Krankheit
- Hinweise zu Unterstützungs- und Entlastungsangeboten
- Austausch mit anderen pflegenden Angehörigen
- Impulse für gelingende Kommunikation mit Menschen mit Demenz
- Spirituelle Begleitung

Leitgedanke

Der Name IKS steht für die drei Säulen des Kurses: informativ, kommunikativ, spirituell. Ziel ist es, pflegende Angehörige zu informieren, den Austausch mit anderen Betroffenen zu fördern und einen Raum zum Atemholen und Kraft schöpfen zu ermöglichen.

Umfang

Fünf Gruppentreffen zu jeweils 90 Minuten; die Teilnahme ist kostenfrei. Der IKS-Kurs ist ein seelsorgliches Angebot der Seniorenpastoral des Erzbistums München und Freising.

Informationen über einen IKS-Kurs in Ihrer Nähe

Erzbischöfliches Ordinariat München
Abteilung Seniorenpastoral
Dr. Maria Kotulek
Tel.: 089 2137-74306
E-Mail: mkotulek@eomuc.de

Familien zwischen Erschöpfung, Hoffnung und Begleitung

Wenn Kindheit Pflege braucht



FOTO: STIFTUNG AKM

Unterstützung im Dauerschichtbetrieb: Ambulante Hilfen begleiten betroffene Familien unaufgeregt und partnerschaftlich – dort, wo der Alltag stattfindet.

Wenn ein Kind mit einer schweren Beeinträchtigung oder einer lebensverkürzenden Erkrankung lebt, verändert sich das Leben der ganzen Familie von Grund auf. Aus Eltern werden Pflegende, Therapeuten, Fallmanager und Nachtwachen in einer Person – und bleiben doch zuallererst Mutter und Vater, die ihr Kind lieben und ihm eine gute Kindheit ermöglichen wollen.

Von Christine Bronner

Geschäftsführende Vorständin und Stifterin der Stiftung Ambulantes Kinderhospiz München (AKM)

In Deutschland leben gemäß einer aktuellen Studie von Lona Fraser etwa 100.000 Kinder und Jugendliche mit lebensverkürzenden Erkrankungen. Zudem gibt es noch weit mehr Familien, die ihre pflegebedürftigen Kinder und Jugendlichen zu Hause pflegen und versorgen. Die Situation dieser pflegenden Familien bleibt in der öffentlichen Wahrnehmung oft unsichtbar. Die Pflege eines (schwer) beeinträchtigten Kindes kennt kei-

ne Pausen. Sondenernährung, Absaugen, Medikamentengaben, Lagerungswechsel, Therapietermine, Arztbesuche – vieles davon rund um die Uhr, oft auch nachts. Viele Eltern schlafen nicht mehr durch, weil Beatmungsgeräte überwacht oder epileptische Anfälle abgefangen und immer wieder auch reanimiert werden muss. Was gesunde Familien nebenbei erledigen – ein Einkauf, ein spontaner Ausflug – wird zur logistischen Herausforderung.

Hinzu kommt eine zweite, oft unterschätzte Last: die Bürokratie. Anträge auf Pflegegrade, Hilfsmittel, Widersprüche gegen Ablehnungen,

Gutachtertermine – Eltern beschreiben es häufig als „zweiten Vollzeit-job“. Viele Mütter geben daher ihre Erwerbstätigkeit teilweise oder ganz auf, mit spürbaren Folgen für Familieneinkommen und spätere Rente. Studien zeigen zudem ein deutlich erhöhtes Risiko für Erschöpfung, depressive Symptome und soziale Isolation bei pflegenden Familien. Freundschaften dünnen aus, weil spontane Verabredungen kaum mehr möglich sind und das Umfeld oft nicht weiß, wie es mit der veränderten Situation umgehen soll.

Besonders belastet sind vorhandene Geschwister. Sie erleben, wie die Aufmerksamkeit der Eltern durch die Erkrankung zwangsläufig ungleich verteilt wird. Oft übernehmen sie viel zu früh zu viel Verantwortung, stellen eigene Bedürfnisse zurück, auch Sport und Schule treten in den Hintergrund und die jungen Menschen tragen Sorgen und Erfahrungen mit

sich, über die in der Familie und im sozialen Umfeld wenig gesprochen wird, aus Rücksicht, aus Erschöpfung und oft auch aus Hilflosigkeit und Sprachlosigkeit.

GIBT ES SPEZIELLE HILFE?

Zusätzlich zur klassischen Behindertenarbeit und medizinischen Versorgung gibt es ein Netz an spezialisierten Hilfsangeboten: spezialisierte Kinderkrankenpflegedienste, sozialmedizinische Nachsorge, Kinderhospizarbeit und spezialisierte Palliativversorgung für Kinder und Jugendliche.

Der zunehmende Ressourcenmangel (personell und finanziell) verändert jedoch die Lage. Fachkräftemangel in der Kinderkrankenpflege führt dazu, dass bewilligte Stunden nicht besetzt werden können und Familien müssen sich ihre Unterstützung mühsam selbst zusammensuchen, in einer Lebenslage, in der Kraft und Zeit extrem knapp sind. Dies wird schlimmer, je größer der Personalmangel wird. Umso wichtiger sind Lotsenfunktionen: Sozialdienste in Kliniken, Beratungsstellen für Angehörigenberatung und Pflegeberatung, Nachbarschaftshilfen, Koordinator*innen in der Kinderhospizarbeit, Sozialberatung und nicht zuletzt Selbsthilfenetzwerke, die ihr Wissen und ihre Erfahrung weitergeben und anderen dadurch den Weg durch Paragraphen und Formulare erleichtern.

WIE HILFT HIER DIE KINDERHOSPIZARBEIT?

Kinderhospizarbeit beginnt idealerweise mit der Diagnose einer lebensbedrohlichen und eventuell lebensverkürzenden Erkrankung und begleitet Familien über Jahre, manchmal Jahrzehnte – im Leben, im Sterben und in der Trauer. Ambulante Kinderhospizdienste bieten dabei Alltagskoordination und Beratung, helfen bei Behördengängen und leisten Unterstützung im Alltag, damit trotz schwerer Diagnose wieder ein organisierter Alltag gelebt werden kann, der auch Teilhabe für alle Familienmitglieder ermöglicht. Hinzu kommen die ehrenamtlichen Familienbegleiterinnen und Familienbegleiter, die mit dem erkrankten Kind spielen, etwas mit den Geschwistern

unternehmen, einkaufen, zuhören oder schlicht zwei Stunden Pause für die pflegende Mutter ermöglichen. Stationäre Kinderhospize sind ebenfalls Orte der Entlastung. Wenn eine stationäre Betreuung erforderlich ist, übernehmen die Einrichtungen die jungen Patientinnen und Patienten in Abwesenheit ihrer Familien und ergänzen so die ambulante Versorgung. Wenn eine gemeinsame Aufnahme erfolgt, erholen sich Familien vom Alltag.

Wenn Pflegefachkräfte, Therapeutinnen und Therapeuten sowie Pädagoginnen und Pädagogen die Versorgung des schwer erkrankten Kindes übernehmen, können Eltern wieder arbeiten, Fortbildungen besuchen, längst verschobene Termine wahrnehmen, Zeit mit den gesunden Geschwistern verbringen oder Reisen unternehmen, die mit dem schwer erkrankten Kind nicht möglich sind. Wenn die Familie gemeinsam in einem stationären Haus untergebracht ist, kann sie gemeinsam Urlaub machen, wieder als Paar agieren, die Geschwister können sich wieder wie neugierige Kinder verhalten, und alle zusammen erleben sich als Familie.

Zur Kinderhospizarbeit gehören außerdem: spirituelles Arbeiten, Weihnachtsfeiern, Ferienprogramme, Geschwistergruppen, Elterncafés, Trauerbegleitung für verwaiste Familien und Gedenkfeiern. Grundsätzlich erleben Familien das Angebot der Kinderhospizarbeit als große Hilfe und Entlastung und als Kraftquelle, die ihnen das Durchhalten im Alltag überhaupt erst ermöglicht. Getragen wird diese Arbeit zu einem erheblichen Teil von Ehrenamtlichen und Spenden. Die Gesellschaft trägt also mit, aber die Finanzierung bleibt fragil.

DIE FRAGE NACH DEM WARUM

Wo ein Kind schwer krank ist, drängen sich auch Fragen auf, die keine Pflegeplanung beantwortet: Warum unser Kind? Was geschieht, wenn nichts mehr zu machen ist? Was kommt danach? Spirituelle Begleitung nimmt diese Fragen ernst, ohne fertige Antworten zu geben, ob durch professionelle Seelsorgerinnen und Seelsorger, Koordinatorinnen und Koordinatoren in der Kinderhospizarbeit, Klinikseelsorge, Gemeinde-

pfarrerinnen und -pfarrer oder durch speziell geschulte Ehrenamtliche. Spiritual Care betrifft jeden Menschen, jeden Glaubens, jeder Konfession und auch jene ohne religiöse Bindung.

Entscheidend ist die Haltung des Zuhörens und Aushaltens. Kinder haben oft erstaunlich klare Bilder vom Sterben und Danach. Selten sind sie kompliziert. Wenn man ihnen zutraut, über den Tod zu sprechen, dann zeigt sich häufig, dass sie längst darüber nachdenken und entlastet sind, wenn sie aussprechen dürfen, was manch ein Erwachsener nicht aussprechen möchte. Dabei können Rituale Halt geben: eine Segnung, eine Kerze, ein Erinnerungsbuch, Hand- und Fußabdrücke, eine Abschiedsfeier, die zum Kind passt. Solche Zeichen verleihen dem Unfassbaren Gestalt. Spirituelle Begleitung deutet nicht vorschnell, sondern hält mit aus und schenkt der gesamten Familie mit ihrer Klage, ihrer Verzweiflung, ihrer Angst und ihrem Zorn das Gefühl, nicht allein zu sein. Spiritualität schenkt Geborgenheit und Halt gegen das „Verlassen Sein“. Darin liegt ihre Kraft.

Familien mit pflegebedürftigen Kindern wünschen sich kein Mitleid, sondern Verlässlichkeit: Pflegedienste, die kommen; Anträge, die verständlich sind; Nachbarn, die konkret fragen, was sie tun können und mit anpacken; eine Gesellschaft, die sie so annimmt, wie sie sind; eine Politik, die das Recht auf Bildung, Teilhabe und unbeschwerte Momente im Rahmen ihrer individuellen Möglichkeiten ermöglicht.

Das Netz der spezialisierten Versorgung zeigt, wie das gelingen kann: durch qualifizierte Begleitung, spezialisierte Pflege, Pädagogik, Therapie und medizinische Behandlung. Die Begleitung beginnt früh, hat die ganze betroffene Familie im Blick, und bietet Raum auch bei den großen Fragen nach Sinn und Hoffnung.

Denn am Ende geht es um mehr als Versorgung. Es geht darum, dass ein Leben – auch ein kurzes, auch ein eingeschränktes – getragen wird von Liebe und Geborgenheit und mit Würde und viel Lebensqualität gelebt werden kann. Dafür braucht es viele Hände, wache Herzen und eine Gesellschaft, die hinschaut und mithilft.

Ehrenamtliche kümmern sich um Pflegebedürftige und Kranke

Pfarrcaritas



Eine lebendige christliche Gemeinde zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Hilfsbedürftigkeit der Menschen vor Ort im Blick behält. Im Bereich der Pfarrcaritas setzen ehrenamtliche Besuchsdienste und Netzwerke die Botschaft der Nächstenliebe in die Praxis um, schenken pflegebedürftigen Menschen Zuwendung und leisten unkomplizierte Einzelfallhilfe im Alltag.

Von Hilga Wolf und Petra Sigrist

Mitglied im Leitungsteam der Diözesan-Arbeitsgemeinschaft „Caritas und Sozialarbeit“ sowie Geschäftsführerin der Diözesan-Arbeitsgemeinschaft und Regionalgeschäftsführerin im Diözesanrat der Katholiken der Erzdiözese München und Freising

Eine christliche Gemeinde ist lebendig, wenn Menschen angenommen werden, sich Menschen um andere sorgen und in Not helfen. Eine lebendige Pfarrgemeinde zeichnet sich also dadurch aus, dass sie die Sorgen und Hilfsbedürftigkeit der Menschen aufspürt und an die Ränder geht. So erfüllen engagierte Christinnen und Christen den kirchlichen Grundauftrag der „Diakonia“ – Nächstenliebe und Geschwisterlichkeit, das uns seit jeher auszeichnet. Jesu Blick galt den Menschen, die seine Hilfe am dringendsten benötigt haben. Wenn wir in der Nachfolge Jesu handeln, können wir mit unseren Taten viel Gutes bewirken und in der Gesellschaft Zeichen setzen. Durch solche Taten erhält die Kirche ein menschliches Gesicht, und die Botschaft der Nächstenliebe des Evangeliums wird in die Praxis umgesetzt. Gemeinsam in einer Gruppe kann das viel Freude machen und für freiwillig Engagierte sehr bereichernd sein. Insbesondere im Bereich der Pfarrcaritas – dem Dienst am Nächsten – sind die Möglichkeiten für ein freiwilliges Engagement oder Ehrenamt sehr vielfältig.

WAS KANN EINE PFARRGEMEINDE TUN?

Ein offener Blick in den Sozialraum der Pfarrgemeinde ist dabei unabdingbar. Leitfragen dazu können sein: Welche Menschen leben bei uns – sind es viele Familien mit Kindern oder ältere Menschen? Wie leben diese Menschen in unserer Pfarrgemeinde – in Einfamilienhäusern oder Wohnblöcken? Gibt es besondere Einrichtungen wie Senioren- und Pflegeheime? Wenn zu Letzteren bereits guter Kontakt besteht, dann kann dieser Personenkreis unmittelbar einbezogen werden.

Ehrenamtliche gewinnen für bestimmte Tätigkeiten. Diese sollten ihren Zeiteinsatz selbst bestimmen können und auf ihre Tätigkeit vorbereitet werden. Regelmäßige Austauschrunden in der Gruppe (zum Beispiel in einem Sachbereichsgremium) mit anderen Ehrenamtlichen, die sich auch in diesem Bereich engagieren, und Fortbildungsmöglichkeiten sind hier essenziell. Eine enge Zusammenarbeit mit der Seelsorge, den Pfarrbüros und dem örtlichen Caritaszentrum ist erforderlich, da das voneinander Wissen effizient ist. So können bei Bedarf auch Angebote von Fachdiensten vermittelt werden.

MENSCHEN FINDEN, DIE HILFE BENÖTIGEN

In jeder Pfarrei gibt es Kranke oder nicht mehr mobile Menschen, die zuhause gepflegt und umsorgt werden, aber sonst von der Außenwelt abgeschnitten sind. Das ist ein Ansatzpunkt für Besuchsdienste. Die

Ehrenamtlichen stimmen mit den Angehörigen ab, wann ein Besuch gewünscht wird oder kleine Hilfen wie Einkaufen oder Spaziergehen notwendig sind. So kann auch der Einsamkeit vorgebeugt werden und pflegende Angehörige kurzzeitig entlastet werden (hierbei sind nicht Leistungen nach § 45a ff. Sozialgesetzbuch XI gemeint). Die Pflege selbst wird den professionellen Diensten überlassen, die vielen kleinen Dienste zum Wohle von Kranken werden durch unsere Ehrenamtlichen der Pfarrcaritas gemacht.

Sehr viel Wert wird in (Pfarr-)Gemeinden auf Besuche zum Geburtstag bei betagten Gemeindemitgliedern gelegt. Hier wird oft erfahren, welche Schicksale sich hinter den verschlossenen Wohnungstüren abspielen. Wenn Bedarf erkennbar wird, kann durch geschulte Besuchsdienste Hilfe aufgezeigt werden. Wenn die Betroffenen einverstanden sind, wird Hilfe angeboten; falls nicht, wird der Datenschutz respektiert. Das ist gut, denn so behält die Pfarrgemeinde den Überblick und kann versuchen, Fachkräfte oder andere soziale Einrichtungen hinzuzuziehen.

In vielen Pfarrgemeinden ist es auch üblich, Besuche zu bestimmten kirchlichen Feiertagen zu machen und kleine Aufmerksamkeiten zu überbringen. Bei allen Besuchen wird darauf aufmerksam gemacht, dass auf Wunsch gerne ein Seelsorger kommt, um ein Gespräch zu führen oder die Haus- oder Krankenkommunion zu spenden. Hierzu gibt es in einigen Pfarreien auch ehrenamt-

liche Seelsorgerinnen und Seelsorger, die mit der Pfarrcaritas zusammenarbeiten.

Bei Besuchsdiensten ist darauf zu achten, dass die Besuchenden nicht laufend wechseln. Ein bekanntes Gesicht baut Vertrauen auf.

Eine weitere Möglichkeit für Kontakte sind Krankenbriefe, die zu bestimmten Anlässen, Feiertagen oder monatlich versendet werden. Diese erreichen ungezwungen die Pflegebedürftigen und verbinden sie mit ihren Pfarrgemeinden. Dieses Engagement der Ehrenamtlichen in den Pfarrgemeinden führt häufig zu positiven Rückmeldungen aus den Familien der Kranken und Pflegebedürftigen.

Zweimal pro Jahr, jeweils im Frühjahr und Herbst, findet die Caritas-sammlung statt. Ob als Brief- oder Haussammlung, auch hier sind engagierte Ehrenamtliche in den Pfarreien tätig, und die hohe Spendenbereitschaft trägt zu notwendigen Hilfeleistungen bei. Ein Teil der Sammlungsgelder bleibt in der Pfarrei, um im Einzelfall, für Notfälle, sofort und unkompliziert helfen zu können. Wenn die eigenen finanziellen Mittel zum Monatsende erschöpft sind, kann über das Pfarrbüro eine Fahrkarte zum Arztbesuch oder ein Eigenanteil für Medikamente übernommen werden. Damit werden die Spendengelder nach dem „Solidaritätsprinzip“ von Menschen vor Ort für Hilfsbedürftige vor Ort eingesetzt.

NETZWERKE SIND WICHTIG

Über die Möglichkeiten, um Kontakt zu diesen Kirchenmitgliedern zu erhalten und umzusetzen, sollte sich auch auf Ebene der Dekanate und Diözesen ausgetauscht werden. So entsteht ein größeres Gemeinschaftsgefühl, nicht allein handeln zu müssen, und man erfährt viel praktisches Wissen. Eine Vernetzung mit den diversen sozialen Fachdiensten ist sehr wichtig und wird dadurch ebenfalls gefördert.

Die Diözesan-Arbeitsgemeinschaft (ARGE) „Caritas und Sozialarbeit“ der Ehrenamtlichen in der

Erzdiözese München und Freising feiert 2026 ihr 30jähriges Bestehen. Durch die Mitgliedschaft im Bundesverband der Caritas-Konferenzen Deutschlands (CKD) und über die Diözesanverbände der Caritas-Konferenzen Deutschlands – das Netzwerk von Ehrenamtlichen – setzen sich die Mitglieder auf Bundesebene über Lobbyarbeit und Positionierungen für die Bedürfnisse von Hilfsbedürftigen und Ehrenamtlichen ein. Durch die Zusammenarbeit mit dem Deutschen Caritasverband und dem Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement (BBE) erfolgt der Einsatz für Soziales und Caritatives auf allen Ebenen.

Über die Bundesarbeitsgemeinschaft Katholischer Krankenhaus-Hilfe sind viele „Grüne Damen und Herren“ vernetzt, die in den Kran-

kenhäusern ehrenamtlich unter anderem Gespräche am Krankenbett führen, zu Untersuchungen begleiten oder bei Besorgungen von Dingen des täglichen Bedarfs im Krankenhaus helfen, ebenfalls ein Teil des großen Netzwerkes.

Durch die Arbeit in diesen Netzwerken ist es möglich, auf politische Entscheidungen einzuwirken und in der Öffentlichkeit entsprechend Gehör zu bekommen. Ehrenamtliche erhalten durch die umfangreichen Vernetzungen Beratung, Begleitung, Fortbildungen und Unterstützung für ihre Tätigkeit.

So halten wir uns an unser großes Vorbild in den ARGen und der CKD: Vinzenz von Paul, der sagte: „Es sind nicht unsere Ideen, die uns glaubwürdig machen, sondern die Qualität und die Kraft unserer Taten“.

FOTO: CORINNA BAHN



Zeichen der Zuwendung: Die Ehrenamtlichen der Pfarrcaritas schlagen durch regelmäßige Besuche und kleine Alltagsdienste eine Brücke zu kranken sowie mobilitätsbeschränkten Menschen und holen sie aus der Isolation zurück in die Gemeinschaft.

Pflege geht uns alle an

Dank Dir

Die Überraschung war bei einigen Kolpingmitgliedern ziemlich groß, als am 12. Mai 2026 eine in orange und grün gehaltene Postkarte im Briefkasten lag. „Dank Dir - im Namen des Kolping Diözesanverbands Eichstätt und deiner Kolpingsfamilie, sagen wir dir von Herzen Danke. Mit deinem unermüdlichen Einsatz, deiner Fürsorge und Geduld schenkst du anderen täglich Halt und Würde. Dein Engagement ist von unschätzbarem Wert – für die Menschen, die du begleitest und für unsere Gemeinschaft. Danke, dass du da bist.“



FOTO: BILDARCHIV BAYERISCHER LANDTAG / FOTO: MATTHIAS BALK

Dieter Wagner erhält aus den Händen der Landtagspräsidentin den Bayerischen Verfassungssorden für sein soziales Engagement.

Von Ewald Kommer

Diözesangeschäftsführer Kolping
Diözesanverband Eichstätt

Am 12. Mai sollen in jedem Jahr die pflegenden Angehörigen im Mittelpunkt stehen. Wenn man bedenkt, dass etwa 83 Prozent der zu pflegenden Menschen zuhause versorgt werden und davon etwa die Hälfte von den Angehörigen allein betreut wird, ist das dringend nötig. Elke

Eibl, Vorsitzende der Kolpingsfamilie Ellingen, hat sich der Postkarten-Aktion des Diözesanverbands sofort angeschlossen. „Den Nächsten und die Nöte der Zeit zu sehen, war Adolph Kolping ein ganz wichtiges Anliegen. Als Kolpingsfamilie haben wir einander und unsere Gemeinde im Blick. Pflegende Angehörige leisten einen wichtigen Dienst für die Gesellschaft und unser Zusammenleben.“

VIelfältige Angebote von Pfarreien und Verbänden

Die Angebote, die in den Pfarreien und von katholischen Verbänden im Bereich Pflege zur Verfügung gestellt werden, sind äußerst vielfältig: Das Familienpflegewerk im Katholischen Deutschen Frauenbund (KDFOB) Bayern unterstützt unter anderem in akuten Notsituationen. In der sogenannten „Verhinderungspflege“ werden pflegende Angehörige im Krankheitsfall oder während des eigenen Urlaubs entlastet; diese Leistung wird von der Pflegeversicherung finanziert. Die 140 Krankenpflegevereine im Bistum sind eine Eichstätter Spezialität und leisten durch ihr besonderes freiwilliges Engagement und ihre flächendeckende Vielzahl seit dem 19. Jahrhundert eine nicht mehr weg zu denkende Unterstützung für die Caritas-Sozialstationen. Als Träger und Förderer, Rückhalt und Ergänzung zur staatlichen Gesundheits- und Pflegeversorgung widmen sie sich der ambulanten, häuslichen Pflege.

Gegen den Fachkräftemangel

Katholische Verbände arbeiten aber auch auf unterschiedlichen Ebenen an der Behebung des Fachkräftemangels in der Pflege. An der Internationalen Kolping Pflegeschule in Kempten haben seit 2019 bereits 65 Auszubildende aus über 21 Nationen ihre Pflegeausbildung abgeschlossen und leisten täglich gute Arbeit in der Pflege. Das Konzept der Internationalität ist das Aushängeschild der Kemptener Kolping-Einrichtung, so Schulleiterin Monika Matje. Der Geschäftsführer des Kolping-Bildungswerkes in der Diözese Augsburg und Bayerische Landesvorsitzende der Kolping-Bildungswerke, Björn Panne, freut sich über die Aufmerksamkeit und Wertschätzung, die die Pflegeschule in der Politik erfährt. Ein Beleg für diese Aussage war nicht zuletzt der Besuch der Pflegebevollmächtigten der Bundesregierung, Katrin Staffler, Mitglied des Deutschen Bundestages (MdB), sowie der Abgeordneten Stephan Stracke und Mechthilde Witt-



Ein herzliches Willkommen gab es für die Praxiskoordinatorin Pauline Stickler vom Vorsitzenden des Ausbildungsverbundes Altmühlfranken, Andreas Langhammer.

mann. Beim Kolping-Bildungswerk Eichstätt ist Praxiskoordinatorin Pauline Stickler angestellt. Sie ist im Ausbildungsverbund Altmühlfranken als Kümmerin für Auszubildende in der generalistischen Pflege tätig. Nach dem Motto „Potenziale fördern, Integration erleichtern, Zusammenhalt stärken“ zählt es zu den Aufgaben von Stickler, als neutrale Ansprechpartnerin für die Auszubildenden ein offenes Ohr zu haben. Ob Stress im Betrieb, Schwierigkeiten, Anschluss zu finden, oder Heimweh – die Ausbildungskoordinatorin nimmt sich Zeit, hört zu, gibt Ratschläge und verhindert so unter anderem Ausbildungsabbrüche. Eine optimale Lernumgebung zu gewährleisten, ist für Stickler ein Schlüssel zum Erfolg für die Auszubildenden; ein weiterer Erfolgsfaktor ist gelingende Kommunikation.

RAHMENBEDINGUNGEN FÜR GUTE PFLEGE

Die Rahmenbedingungen für pflegende Angehörige und die Pflege in Deutschland insgesamt gerecht und menschenwürdig zu gestalten, ist Anliegen der sozialen Selbstverwaltung in der Sozialversicherung. Engagierte aus Sozialverbänden wie der Katholischen Arbeitnehmerbewegung (KAB) und Kolping sowie evangelische Christinnen und Christen haben sich in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Arbeitnehmerorganisationen (ACA) zusammengeschlossen, um in der Sozialen Selbstverwaltung gemeinsam mit den Gewerkschaften zu agieren. In

regionalen Beiräten bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse (AOK) und Verwaltungsräten in der Gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) bringen die ehrenamtlich Engagierten in oft aufwendiger und zeitraubender Arbeit ihre Kompetenz und ihren gesunden Menschenverstand ein, um eine gute Versorgung auf den Weg zu bringen und zu gestalten. Als Selbstverwalter bohrt man oft dicke Bretter und muss einen langen Atem haben – trägt damit aber auch zu einer lebendigen Demokratie, zu Partizipation und zivilgesellschaftlichem Engagement bei. Der Einsatz für die Versicherten lohnt sich aber. Gerade die Arbeit in den Widerspruchsausschüssen erzielt ganz konkrete Ergebnisse. Die paritätisch und ehrenamtlich besetzten Widerspruchsausschüsse in den Krankenkassen sind weisungsungebunden. Sie prüfen, ob abgelehnte Leistungen (zum Beispiel bei Hilfsmitteln und Reha-Maßnahmen) rechtmäßig verweigert wurden. Dafür sind meist hunderte Seiten an Stellungnahmen und Gutachten, zum Beispiel des Medizinischen Dienstes (MD), zu lesen und zu bewerten. Mit ihrer Arbeit entlasten die Widerspruchsausschüsse auch die Sozialgerichte in Deutschland.

PFLEGE ALS BESTANDTEIL DER DASEINSVORSORGE

Spricht man mit Dieter Wagner, so wird schnell klar: Der Einsatz für funktionierende, menschenwürdige Sozialsysteme endet nie. Nach Jahrzehnten in der Sozialen Selbstverwaltung engagiert sich das KAB-

Urgestein im Landesseniorenrat. Der mit dem Bayerischen Verfassungsorden ausgezeichnete Wagner hat für den Ausschuss Gesundheit und Pflege ein Positionspapier erarbeitet, in dem unter anderem die Kommunen in die Pflicht für gute Lebensbedingungen genommen werden. Die Schlüsselfunktion der Städte und Gemeinden für gesunde Lebensbedingungen, eine Milderung der Pflegebedürftigkeit und die Entlastung der An- und Zugehörigen pflegebedürftiger Menschen erstreckt sich bis hin zum Erhalt der altersgerechten Mobilität und dem Ausbau barrierefreien Wohnraums. Dieter Wagner ist mit seinem Lebenswerk in der Sozialen Selbstverwaltung ein Vorbild für Menschen jeder Generation.

Die Vorsitzende der Kolpingsfamilie Wemding, Christine Hasmler, fasst den Einsatz Ehren- und Hauptamtlicher aus Pfarreien und Verbänden treffend so zusammen: „Ein Glück für uns alle, dass wir diese Menschen haben. Ob als pflegende Angehörige, ehrenamtliche Selbstverwalterinnen und Selbstverwalter oder hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die durch Bildungsveranstaltungen, Koordinierungsaufgaben oder Betreuungsleistungen das Ideal christlicher Nächstenliebe umsetzen – die Menschen spüren die besondere Motivation, mit der sich Pfarrei- und Verbandsmitglieder in Wort und Tat einsetzen.“



FOTO: ELKE EIBL, KOLPINGSFAMILIE ELLINGEN

Elke Eibl hat sich um die Pflege ihrer Eltern gekümmert. Sie ist als Kolping-Vorsitzende in Ellingen überzeugt, dass pflegende Angehörige von Politik und Gesellschaft unterstützt werden müssen.

Käme doch jemand ab und an...

Ob man sich zumindest für ein Stündchen mal hinauswagen kann? Um eine Runde zu spazieren? Oder in der Sonne zu sitzen? Oder passiert dann gleich wieder was? Wird der Herd ange-dreht? Kocht die Milch über? Pflegende Angehörige sind ständig auf dem Quivive. Außerhalb der Pflege haben sie für fast nichts Zeit. Zum Teil müssen Ehrenämter aufgegeben werden. Auch in Pfarreien. Eine bayernweite Recherche zeigt: Gerade hier gibt es noch zu wenige Ideen, wie man unterstützen könnte.

Von Pat Christ

Freie Autorin

Jemanden zu haben, der mal für eine Stunde kommt, mit dem Pflegebe-dürftigen spricht, Tee oder Obstsaft reicht und ein Fotoalbum mit ihm durchblättert, wäre hilfreich, be-stätigt Regine Morell von der Pfar-reiengemeinschaft Esselbach. Die Pfarrgemeinderätin pflegte ihren nach einem Schlaganfall bettläge-rigen Mann von 2023 bis zu seinem Tod 2025. Nebenbei war sie vielfach

ehrenamtlich in der Pfarrei aktiv: Als Mesnerin und Seniorenbeauftragte, Lektorin und Kommunionhelferin. „Das ging nur, weil die ganze Familie mitgeholfen hat“, sagt sie.

Wegen ihrem Mann stieg die ehe-malige Arbeitsvermittlerin vor dem offiziellen Renteneintrittsalter aus dem Beruf aus. Das erste Vierteljahr in der Pflege erlebte sie als äußerst anspruchsvoll: „Da habe ich auch mit meinen Ehrenämtern pausiert.“ Sehr hilfreich waren für Regine Morell damals wie während der ge-samten Pflegezeit seelsorgerliche Gespräche mit Esselbachs Pfarrer Alexander Eckert.

Der Theologe hatte immer ein of-fenes Ohr für sie: „Mit ihm zu spre-chen, gab mir viel Kraft.“ Zusammen mit dem Priester ist Regine Morell gerade dabei, die wegen der Corona-Krise zu Ende gegangene Initiative „Eine Stunde Zeit füreinander“ neu aufzubauen – nicht zuletzt mit Blick auf pflegende Angehörige. Das al-lerdings ist nicht leicht. Denn die wenigsten Gemeindemitglieder ha-ben Zeit und Lust, sich zu engagie-ren. Drei Ehrenamtliche hat Regine Morell inzwischen gewonnen. 20 braucht sie, damit das Angebot Sinn macht. Alexander Eckert und sie hof-fen, dass „Eine Stunde Zeit füreinan-der“ 2027 neu starten kann.

EIN RIESIGES GLÜCK

Waltraud Reinstein, ebenfalls aus Esselbach, hatte ihren demenzkran-ken Mann im Herbst letzten Jahres in eine Demenz-WG einlogieren können. Zum Glück. Zu diesem Zeit-punkt war die 72-Jährige körperlich und nervlich völlig am Ende: „Direkt danach ging ich in eine psychosoma-tische Klinik.“ Die ehemalige Pfarrge-meinderätin gehört zu jenen pflegen-den Angehörigen, für die es unmög-lich gewesen wäre, neben der Pflege freiwillig tätig zu sein. Davor hatte sie sich mit großer Freude bei „Eine Stunde Zeit füreinander“ engagiert.

Wie sehr sich Waltraud Reinstein mehr als zwei Jahre mit der Pflege abgeplagt hatte, kann nur ermessen, wer sich schon einmal um einen De-menzkranken gekümmert hat. Rapi-de sei es mit ihrem Mann nach dem Krankheitsausbruch 2023 abwärts gegangen, erzählt sie. Zum Schluss habe er fast nicht mehr geschlafen, sei die ganze Nacht herumgeistert: „Ich schlief ebenfalls kaum noch.“ Auch sie war dankbar, dass Alexander Eckert über die ganze Zeit hinweg Kontakt hielt und Mut zusprach. Be-sonders wichtig sei seine Mutter ge-wesen: „Das war der einzige Mensch, der mich regelmäßig besucht hat.“

Wie man zwischendurch mal ein kleines Stückchen Freiheit erlangen kann, ist eine Frage, die viele pflegen-de Angehörige bewegt, weiß Maria Hackl aus Ingolstadt. Die Sozialpäd-agogin ist beruflich in einer Demenz-WG beschäftigt und berät Menschen, die häuslich pflegen. Ehrenamtlich engagiert sie sich im Vorstand des Fördervereins für häusliche Pfl-ege St. Canisius. Sowohl von Berufs wegen als auch aus ihrem privaten Umfeld weiß Maria Hackl, wie stark



Esselbachs Pfarrer Alexander Eckert hat pflegende Angehörige aus seiner Pfarrei im Blick.

pflegende Angehörige eingespannt sind: „Werden Mutter oder Schwiegermutter plötzlich pflegebedürftig, ist die Tendenz groß, dass man sich erst mal zurückzieht.“

KEINE ZEIT MEHR

Ehrenamtliche, die sich bisher um die Firmung oder den Kindergarten, das Pfarrfest oder die Jugendarbeit gekümmert haben, können dies aus zeitlichen Gründen plötzlich nicht mehr leisten. Zumal es professionelle

man sich kürzlich beim Dienstgespräch über dieses Thema aus: „Uns fielen konkrete Beispiele ein, doch in allen diesen Fällen hält die Familie unglaublich zusammen, sodass das Ehrenamt in der Pfarrei nicht eingeschränkt wird.“ Ein fest verankertes Unterstützungsangebot für pflegende Angehörige gibt es in Sonthofen wie in den meisten bayerischen Pfarreien noch nicht.

DIE LUST SCHWINDET

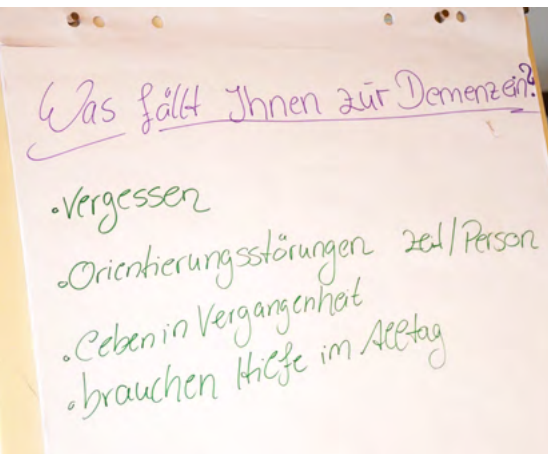
Ein großes Problem ist auch Natalie Reisacher zufolge, dass immer weniger Menschen Lust haben, dem Gemeinwohl zu dienen. Dabei wäre es eine tolle Sache, hätte jede Pfarrei einen Pool an Ehrenamtlichen, die bereit wären, in Familien zu gehen und pflegende Angehörige für ein paar Stunden abzulösen. Eben dieses Ehrenamt sei allerdings auch ziemlich anspruchsvoll: „Man müsste auf jeden Fall für eine Schulung sorgen.“ Zum Beispiel zum Umgang mit Demenz.

Großes Glück hatte die Sonthofener Pfarreiengemeinschaft mit ihrem Kirchenpfleger, der durch seine Ehefrau in die Situation kam, häuslich pflegen zu müssen, sein Engagement dadurch aber nicht einschränkte. „Ich fand das sehr bewundernswert, sagt Natalie Reisacher. Durch diesen Ehrenamtlichen, der im Dezember 2025 starb, weiß sie, wie wichtig es für pflegende Angehörige sein kann, sich in der Pfarrei zu engagieren: „Ihm war es bis zum Schluss ein Herzens-

anliegen, Kirchenpfleger bei uns zu sein.“

Wie schnell man die Grenze der eigenen Belastbarkeit überschreiten kann, muss man sich um einen Angehörigen kümmern, der Pflege benötigt, weiß Eva Meder-Thünemann aus persönlicher Erfahrung. Und noch etwas erlebte die Gemeindefereferentin im pastoralen Raum Aschaffenburg: „Das Thema ist sehr schambesetzt.“ In Aschaffenburg gibt es Nachbarschaftshilfen mit Ehrenamtlichen, die bereit wären, zu Familien nach Hause zu kommen. Die Nachfrage sei jedoch verhalten. Eva Meder-Thünemann selbst bietet pastorale Gespräche an: „Aber auch hier muss ich aktiv auf die Menschen zugehen, ich selbst werde nicht angesprochen.“ Selbst wenn die Not groß ist.

Manche Angehörige geben ohne Rücksicht auf Verluste alles, was sie denken, dass von ihnen erwartet wird, bis hin zum Pflege-Burnout. Eva Meder-Thünemanns Kollegin Anke Haas, Sozialpädagogin im Pastoralen Raum Aschaffenburg, kennt dies aus früheren Tätigkeiten in einem Klinikum und einer Beratungsstelle. Sie spricht von einem „Spagat zwischen moralischer Verpflichtung, zu helfen, und eigenen Bedürfnissen“. Aufgegriffen werden soll dieses Thema am 10. Oktober 2026 bei einem Nachmittag für pflegende Angehörige im Aschaffener Martinhaus. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer werden unter anderem Techniken der Stressbewältigung kennenlernen.



Vor allem die Pflege eines demenzkranken Angehörigen führt schnell an die eigene Grenze.

Hilfe aufgrund der hohen Nachfrage bei weiterhin bestehendem Fachkräftemangel oft nicht im gewünschten Umfang gibt. Auch die Sozialstation St. Canisius kennt Engpässe.

Der Pflegesituation zu Hause durch das Ehrenamt hin und wieder entrinnen zu können, wird andererseits als Erleichterung empfunden. Besuchsdienste oder Nachbarschaftshilfen würden dies möglich machen. Tatsächlich existieren solche Angebote in vielen Pfarreien auch noch. Das Thema „Pflegende Angehörige“ allerdings ist dort bisher kaum präsent. Und das, obwohl immer mehr Familienmitglieder pflegen. Und zwar deshalb, so Maria Hackl, weil professionelle Pflege immer unerschwinglicher wird: „Ein Platz in unserer Demenz-WG kostet 4.000 Euro Eigenanteil.“

Dass es in jeder Pfarrei Ehrenamtliche gibt, die Eltern oder Ehegatten pflegen, davon ist auszugehen, meint Natalie Reisacher, Pastoralreferentin in der Pfarreiengemeinschaft Sonthofen. Dort tauschte



Über Nachbarschaftshilfe könnten pflegende Angehörige unterstützt werden. Doch viele dieser Initiativen haben sich in letzter Zeit aufgelöst.

FOTOS: PAT CHRIST

Hilfe, wenn Pflege plötzlich zum Alltag wird



Perspektive und Lebensfreude: Das bundesweit beachtete Projekt „PÜWomo“ macht pflegebedürftigen Menschen und ihren Angehörigen Mut, neue Wege auszuprobieren und trotz Einschränkungen mobil zu bleiben.

Das PflegeÜbungsZentrum Rhön-Grabfeld begleitet Pflegebedürftige und ihre Angehörigen – jetzt auch mit einem besonderen Wohnmobilprojekt.

Von Ulli Feder

Pflegedienstleitung der Sozialstation St. Kilian Mellrichstadt

Pflegebedürftigkeit verändert das Leben oft von einem Tag auf den anderen. Nach einem Krankenhausaufenthalt oder einer schweren Erkrankung stehen Pflegebedürftige und ihre Angehörigen plötzlich vor großen Herausforderungen. Kann die Pflege zu Hause gelingen? Welche Hilfsmittel werden benötigt? Und wie lässt sich der Alltag überhaupt organisieren?

Genau hier setzt das bundesweit beachtete PflegeÜbungsZentrum (PÜZ) Rhön-Grabfeld in Mellrichstadt an. Das innovative Projekt er-

möglicht es pflegebedürftigen Menschen und ihren Angehörigen, unter realitätsnahen Bedingungen auszuprobieren, ob eine häusliche Pflege möglich ist.

In zwei barrierearmen Appartements können Betroffene bis zu drei Wochen lang „Probewohnen“ und gemeinsam mit Fachkräften lernen, wie Pflege zu Hause funktionieren kann: „Wir qualifizieren den größten Pflegedienst Deutschlands: die Angehörigen!“

Begleitet werden die Pflegebedürftigen und ihre Angehörigen von erfahrenen Pflegefachkräften der Caritas-Sozialstation St. Kilian in Mellrichstadt. Sie beraten zu Pflegehilfsmitteln, Wohnraumanpassung,

Finanzierungsmöglichkeiten und praktischen Alltagshilfen. Ziel ist es, den Betroffenen Sicherheit zu geben und ihnen Zeit für wichtige Entscheidungen zu verschaffen.

Das Konzept entstand aus der täglichen Erfahrung von Pflegekräften im Landkreis Rhön-Grabfeld. Immer wieder zeigte sich, dass Menschen nach einer plötzlichen Pflegesituation unter enormem Zeitdruck Entscheidungen treffen müssen. Das PÜZ möchte diesen Druck verringern und Angehörigen Mut machen, neue Wege auszuprobieren.

Besonders innovativ ist das neue Projekt „PÜWomo“, das PflegeÜbungs-Wohnmobil. Es soll Menschen mit körperlichen Einschränkungen ermöglichen, trotz Pflegebedürftigkeit mobil und selbstbestimmt zu bleiben. Gleichzeitig dient es als praktische Übungs- und Beratungsmöglichkeit für barrierearmes Reisen und Leben unterwegs.

Es steht in Bad Königshofen und zeigt eindrucksvoll, wie moderne Pflege Freiheit und Lebensqualität erhalten kann. Unterstützung erhalten die Pflegebedürftigen und ihre Angehörigen von der Caritas-Sozialstation St. Peter in Bad Königshofen. Das Projekt eröffnet Betroffenen neue Perspektiven.

Die Verantwortlichen des PÜZ sehen darin einen wichtigen Schritt, Pflege nicht nur als Belastung, sondern auch als Chance für ein möglichst selbstbestimmtes Leben zu verstehen. Das Konzept aus Mellrichstadt gilt inzwischen weit über die Region hinaus als Vorbild für moderne Pflegeangebote im ländlichen Raum.

Unter dem Leitgedanken „Perspektive – Lebensfreude – Zuversicht“ begleitet das PflegeÜbungs-Zentrum Menschen in einer schwierigen Lebensphase und zeigt, dass Pflege mit Unterstützung, Wissen und Menschlichkeit gelingen kann.

FOTO: SABRINA POERTNER

Elisabethen- und Krankenpflegevereine

Den Menschen Brot und Rosen sein

Ein Elisabethen- oder Krankenpflegeverein ist ein gemeinnütziger Verein, der sich der Pflege und Unterstützung bedürftiger Menschen widmet. Oft orientiert er sich am Vorbild der Heiligen Elisabeth, die für ihre Großherzigkeit und Mildtätigkeit bekannt ist. Ein Einblick in die Arbeit des St. Elisabethenverein St. Bonifaz in München und des Krankenpflegevereins Burgau.

Von Sarah Weiß

Freie Autorin

Seit 1926 gibt es den St. Elisabethenverein der Pfarrei St. Bonifaz in München. Was – ehemals der Abtei zugeordnet – als Suppenküche und ambulante Krankenstation begann, entwickelte sich zu einem Verein, dessen Schwerpunkt heute in der finanziellen Unterstützung von bedürftigen Menschen liegt, die in irgendeiner Form mit St. Bonifaz verbunden sind. „Das sind beispielsweise Frauen mit geringen Altersrenten, die bei Anschaffungen im Haushalt oder kostspieligen medizinischen Hilfsmitteln unterstützt werden, oder finanziell schwächer gestellte Familien, die Geld für Schulbedarf oder Nachhilfe benötigen“, berichtet Schatzmeisterin Claudia Schlosser. Daneben finanziert der Verein zwei von der KJF durchgeführte Lernhilfegruppen für Kinder vom fünften bis zum 13. Schuljahr aus Familien mit Migrationshintergrund. Es gibt aber auch Angebote für ältere Menschen: Viermal im Jahr organisiert der Verein nach dem Senioren- und Krankengottesdienst einen gemeinsamen Nachmittag mit Kaffee und Kuchen sowie

ein gemeinsames Mittagessen für zwölf bis 15 alleinstehende ältere Menschen in einer Gaststätte. Mit seinem Engagement versucht der Verein, für andere „Brot und Rosen“ zu sein. Das schließt schnelle und unbürokratische Hilfe in Notfällen ebenso ein wie langfristige Projektarbeit, um die Lebenssituation von Menschen nachhaltig zu verbessern.

PFLEGE MIT HERZ UND VR-BRILLEN

Die Geschichte des Burgauer Krankenpflegevereins reicht bis an den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück. Am 26. Februar 1905 hob Stadtpfarrer Schmid den Verein aus der Taufe. Damals pflegten Franzis-

kanerschwestern alte und kranke Menschen in Burgau. Heute bietet der Verein neben ambulanter Pflege, Tagespflege und Pflegeberatung auch betreutes Wohnen und „Essen auf Rädern“ an. Die zweite Vorständin Helga Bolg war selbst 25 Jahre lang eine der mittlerweile etwa 50 Pflegekräfte im Verein. Sie sieht die große Kompetenz der Arbeit in der Nähe und Freundlichkeit der Pflegekräfte: „Viele Menschen, die wir betreuen, sind den ganzen Tag oder sogar die ganze Woche allein. Sie freuen sich sehr, wenn man kommt und einfach nett zu ihnen ist! Ich habe auch oft mit ihnen gesungen. Es ist aber auch oft sehr schwierig, wenn ich komme und sehe, dass es jemandem überhaupt nicht gut geht, ich aber nur eine bestimmte Zeit bei der Person bleiben kann. Ich kann gar nicht sagen, wie oft ich dann nach meiner Tour noch einmal hingefahren bin.“

Neben der persönlichen Zuwendung kommt moderne Technik zum Einsatz: In der Tagespflege können Demenzkranke mithilfe von Virtual-Reality-Brillen für zehn bis 15 Minuten in fremde Welten eintauchen und auf Reisen gehen. „Die sitzen da und schwärmen vom Meer“, erzählt Helga Bolg. „Das sorgt immer für große Begeisterung.“ Für diese „Pflege mit Herz“, wie der Verein sie selbst bezeichnet, hat der Krankenpflegeverein Burgau in der vorigen Prüfung des Medizinischen Dienstes die Note „sehr gut“ erhalten.



Mithilfe von VR-Brillen gehen Seniorinnen und Senioren in der Tagespflege auf virtuelle Entdeckungsreisen – ein innovatives Angebot, das Freude und neuen Gesprächsstoff bringt.

FOTO: SARAH WEISS

Klinikseelsorge zwischen Empathie und Ethik

Klinikalltag zwischen High-Tech und Effizienzdruck: Wo bleibt da der Mensch? Ein Gespräch über die heilende Kraft des absichtslosen Zuhörens, die ethischen Grenzen beim Thema assistierter Suizid und die Suche nach einer spirituellen Resilienz, die uns auch in schweren Krisen trägt.

Interview mit Pater Christoph Kreitmeir OFM, Claudia Wilk und Sr. Mariéle Mierswa ISSM

Klinikseelsorge Ingolstadt

Gemeinde creativ: Im Klinikalltag zwischen High-Tech-Medizin und Effizienzdruck ist die Seelsorge ein „Ruhepol“. Welche Aufgaben hat die Klinikseelsorge?

„Wir versuchen, für die Patientinnen und Patienten wirklich Zeit zu haben. Zu Beginn des Kontaktes ermöglichen wir eine Freiheitsperspektive, in der die Patientin beziehungsweise der Patient mit einem Ja oder einem Nein entscheiden kann, ob sie beziehungsweise er das Kontaktangebot annehmen oder ablehnen möchte. Dies ist ein deutlicher Unterschied zum Umgang mit Pflegepersonal oder Ärzten. Sobald diese auftauchen, hat der Patient zu „funktionieren“.

Echtes Interesse an der Geschichte, der Gegenwart mit ihren aktuellen Sorgen und der Zukunft der Patientinnen und Patienten ist der Maßstab des Handelns. Dabei zeigt sich nicht selten die Kränkung hinter der Erkrankung, das Aus-dem-Lot-Geraten, das Durcheinandergeratensein.

So kann ein Raum des Vertrauens entstehen, in dem alles sein darf: Hoffnung und Zweifel, Licht und Schatten, Trauer und Zuversicht. Dasein, Zuhören, Zuneigung, Zugewandtheit ... Oft kommt auch Gott ins Spiel, „wird gegenwärtig“, ohne dass er direkt genannt werden muss.

Seelsorgerinnen und Seelsorger begleiten auch ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Seelsorge. Welche Voraussetzungen

braucht es, um Menschen in ihren verletzlichsten Momenten beizustehen, ohne selbst an dieser Last zu zerbrechen?

Empathie und Einfühlungsvermögen: Man muss Menschen mögen. Der oder die Kranke ist ein Mensch, der sich nach Linderung, Heilung und Verständnis sehnt. Wenn ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihre Werte anbieten, ohne sie aufzudrängen, entsteht eine wertschätzende Atmosphäre.

Wenn eine fachliche Schulung durchlaufen wird, dann steigt die Handlungssicherheit. Der regelmäßige Austausch der Ehrenamtlichen untereinander sowie Mentorengespräche und, falls verfügbar, Supervision sind essenziell.

Wenn innere Stabilität erforderlich ist, dann wird diese aus gepflegten Kraftquellen gespeist. Eine positive Nähe zum christlichen Glauben ist ebenfalls wichtig. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind im Auftrag der Kirchen unterwegs. Das bedeutet auch, dass man eine gesunde Resilienz gegenüber eigener und fremder Kirchenkritik mitbringen muss. Wenn Beten als spirituelle Praxis vorgesehen ist, dann sollte es gepflegt, geübt und für die Patientinnen und Patienten passend angewendet werden.

Kritik- und Lernfähigkeit: Eine Sensibilität zu entwickeln für das Nichtgesagte hinter dem Gesagten oder hinter dem Schweigen.

Erleben Sie im klinischen Kontext, dass pflegende Angehörige oder Kranke aus ihrem sozialen Gefüge herausfallen, und wie fangen Sie das auf?

Das Verschwinden von engagierten Menschen aufgrund persönlicher Krankheitsbewältigung oder der Pflege eines Angehörigen aus Pfarreien oder Vereinen ist schmerzlich und ein wirklich wahrzunehmendes Problem. Diese mehrfach belasteten Menschen müssen ihre Grenzen kennen und Selbstfürsorge lernen. Die Sorge, wie es weitergehen kann, wenn man selbst nicht mehr kann, darf in einem vertrauensvollen Gespräch geäußert werden. Wenn eine doppelt oder dreifach belastete ältere Frau zu Hause einen an Demenz erkrankten Ehemann sowie möglicherweise eine Tochter mit Behinderung betreut, kann die Zeit im Krankenhaus trotz aller Sorgen eine „positive Auszeit“ bieten, in der sie neue Kraft schöpft. Die Botschaft der Krankheit will gehört werden.

Hilfen werden konsequent genutzt. Über den Sozialdienst im Klinikum beispielsweise, der sich um Pflegegrade, häusliche Hilfe oder Hilfe in verschiedenen Einrichtungen kümmert, Rehabilitation (Reha) beantragt und vieles mehr (Casemanagement). Bei uns treten ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit ihrem Interesse an der Arbeit mit Kranken sehr oft nach eigenen Erfahrungen mit Verlust, Pflege und ähnlichen Situationen in Erscheinung. Ihre Sensibilität ist gewachsen, und sie möchten ihre Erfahrungen weitergeben oder „dankbar zurückgeben“.

Wie gehen Seelsorgerinnen und Seelsorger mit Suizidwünschen von Patientinnen und Patienten um und wo liegen die Grenzen der Begleitung?

Wenn ein Patient einen Suizidwunsch äußert, dann wird in einem vertrauensvollen Gespräch ohne Vorurteile das Motiv erfragt. Dazu gehören Schmerzen, Einsamkeit, Angst, Hoffnungslosigkeit, die Sorge, anderen zur Last zu fallen, Schuldgefühle, Unaufgearbeitetes, Luftnot



FOTO: SR-STROKE / ADOBE STOCK

Im von Hektik geprägten Klinikalltag versteht sich die Seelsorge als Ruhepol. Das absichtslose Zuhören und die menschliche Zuwendung stehen dabei im Mittelpunkt.

und immer wieder die Schmerzen. Gegen diese Symptome steht die Palliativmedizin zur Verfügung, im Klinikum, ambulant (Spezialisierte Ambulante Palliativversorgung – SAPV) oder im Hospiz. Parallel dazu können seelische und spirituelle Schmerzen bearbeitet werden. Dabei geht es um Verzeihen, Versöhnung mit sich selbst und anderen, mit dem eigenen Lebens- und Leidensweg. Wenn Leid auftritt, dann kann es zur Tat werden, indem man es anderen schenkt, für sie leidet, betet oder opfert. Dabei kann man sich an positiven Vorbildern orientieren, lebende oder heilige im Himmel. Für uns gibt es eine klare Grenze: Wir schließen Assistenz beim Suizid aus, aber wir begleiten im Ringen und assistieren im Sterben. Dahinter steht unsere Überzeugung und unser Glaube, dass ich nicht die Selbstverfügungsgewalt über mein Leben habe, auch wenn die Gesetzeslage etwas anderes behauptet. Gott ist der Geber des Lebens, er kennt den richtigen Zeitpunkt für meinen Tod. Wir zeigen auf, dass es nach dem

Tod Leben, Wiedergeburt oder nichts gibt. Wir sind offen für diese Themen im Gespräch.

Woher nehmen Betreuende und Ehrenamtliche persönlich die Kraft, täglich mit Leid, Krankheit und Tod konfrontiert zu sein? Gibt es eine „spirituelle Resilienz“, die man lernen kann?

Ja, es gibt eine „spirituelle Resilienz“. Voraussetzung ist beispielsweise ein ehrliches Umgehen mit dem Leben, wie es ist. Wenn man Ja dazu sagt, dass es auch wehtun kann, dass das Leben hart sein kann, dann entsteht eine klare Haltung. Nicht ausweichen. Die Suche nach dem Sinn dahinter und der Trotzdemkraft ist hilfreich.

Hilfreich sind: Ein Pool an Unterstützerinnen und Unterstützern, also gute Menschen, die es gut mit einer Person meinen; ein religiöser Glaube; ein gesundes Selbstbewusstsein (Glaube an sich selbst); eine intakte Partnerschaft oder Familie, Freundinnen und Freunde; die Fähigkeit, das eigene Leben zu gestalten und nicht in einer Opferrolle aufzugehen;

Aufgaben zu übernehmen, die Sinn und Halt geben; die Fähigkeit, Fünfe auch mal gerade sein zu lassen (kein Perfektionismus); Humor; sowie Kontakte zur Übernatur, also zu Jesus, Maria, dem Schutzengel, bestimmten Heiligen oder vorausgegangenen Menschen in der „Anderwelt“. Diese Beziehungen werden gepflegt. Wenn eine höhere Instanz wie Gott als bejahend, liebend und stützend interpretiert wird, dann entsteht zusätzlicher Sinn.

Spirituelle Resilienz lässt sich lernen und einüben. Wie ein Muskel kann sie trainiert werden. Ohne Training erschlafft die Resilienz, die Widerstandskraft.

Ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter führen genau an diese Quellen der Kraft und Spiritualität heran und identifizieren vorhandene Potenziale, die weiterentwickelt werden sollen. Supervision, Kollegen- und Mentorengruppen unterstützen diesen Prozess.

Das Interview führte Hannes Bräutigam.



Pflege braucht Herz

Catharina Bauer

Von Catharina Bauer

Inhaberin von Pflege mit Herz, München

Pflege beginnt oft leise. Ein Elternteil braucht plötzlich Unterstützung, der Partner wird krank oder ein Angehöriger kann den Alltag nicht mehr allein bewältigen. Von einem Tag auf den anderen verändert sich das Leben. Aus Tochter, Sohn oder Ehepartner wird eine pflegende Angehörige oder ein pflegender Angehöriger.

Ich erlebe immer wieder, wie groß die Bereitschaft ist, Verantwortung zu übernehmen. Gleichzeitig sehe ich aber auch, welche Herausforderungen damit verbunden sind. Pflege kostet Zeit, Kraft und Geduld. Sie bringt Freude und Dankbarkeit mit sich, aber auch Erschöpfung, Sorgen und manchmal das Gefühl, den Anforderungen nicht gerecht zu werden. Noch dazu kommen die nicht unerheblichen finanziellen Kosten.

Gerade deshalb ist es so wichtig, Hilfe anzunehmen. Niemand muss alles allein wissen oder können. Besonders ans Herz legen möchte ich allen pflegenden Angehörigen, die regelmäßigen Beratungstermine eines Pflegedienstes wahrzunehmen. Diese Beratungen sind weit mehr als eine formale Pflicht. Sie bieten wertvolle Informationen über Hilfsmittel, Entlastungsangebote, finanzielle Leistungen und praktische Tipps für den Pflegealltag. Oft erfahren Angehörige dort Dinge, die ihnen den Alltag spürbar

erleichtern und die sie allein gar nicht kennen würden. Gute Beratung schafft Sicherheit und kann helfen, Überforderung frühzeitig zu vermeiden.

Ebenso unverzichtbar ist das Ehrenamt. Ehrenamtlich engagierte Menschen schenken Zeit, hören zu, begleiten, besuchen oder entlasten Familien für einige Stunden. Was für die eine Person vielleicht selbstverständlich erscheint, kann für eine pflegende Angehörige oder einen pflegenden Angehörigen eine dringend benötigte Pause bedeuten. Diese Zeit zum Durchatmen ist kein Luxus – sie ist wichtig, um auf Dauer Kraft zu behalten.

Mein Wunsch ist, dass wir Pflege nicht nur als Aufgabe einzelner Familien verstehen, sondern als gemeinsame Verantwortung. Jeder Mensch verdient Würde, Zuwendung und Begleitung – ebenso wie die Menschen, die Tag für Tag für ihre Angehörigen da sind.

Allen pflegenden Angehörigen möchte ich Mut machen: Sie leisten etwas von unschätzbarem Wert. Achten Sie dabei auch auf sich selbst, nehmen Sie Unterstützung an und scheuen Sie sich nicht, Fragen zu stellen. Hilfe anzunehmen ist kein Zeichen von Schwäche, sondern von Verantwortung. Gemeinsam – mit professioneller Beratung, engagierten Ehrenamtlichen und einer solidarischen Gemeinschaft – kann Pflege gelingen.

FOTO: PRIVAT

Landeskomitee gratuliert Christian Würtz zur Ernennung zum Bischof von Eichstätt

Hoffen auf „engagierte, offene und konstruktive Partnerschaft“

Das Landeskomitee der Katholiken in Bayern gratuliert dem bisherigen Freiburger Weihbischof Christian Würtz herzlich zu seiner Ernennung zum 82. Nachfolger des heiligen Willibald auf dem Bischofsstuhl von Eichstätt. Papst Leo XIV. hat die Ernennung des 55-jährigen Theologen und Juristen am 7. Juli 2026 bekanntgegeben. Würtz folgt auf Bischof Gregor Maria Hanke, der im Juni 2025 in den Ruhestand getreten war.

Nach Ansicht des Präsidiums des Landeskomitees gewinnt das Bistum Eichstätt mit Christian Würtz eine Führungspersönlichkeit, die Orientierung gibt, Vertrauen fördert und glaubwürdig für die Botschaft des Evangeliums einsteht. In seinen ersten Worten habe der künftige Bischof betont, dass sein Dienst auf ein gemeinsames Hören, Schauen und Gehen angewiesen sei, um gemeinsam am Reich Gottes mitzubauen. Hierzu erklärt der Vorsitzende des Landeskomitees, Christian Gärtner: „Wir verbinden mit der Ernennung von Bischof Christian Würtz die große Hoffnung auf eine Persönlichkeit,

die den Menschen zugewandt ist, die den Dialog innerhalb der Kirche und mit der Gesellschaft stärkt und die bereit ist, Verantwortung konsequent gemeinsam mit den Gläubigen zu tragen. Der von ihm betonte bischöfliche Wahlspruch ‚Dein Reich komme‘ ist uns Ansporn und Richtschnur zugleich: Am Aufbau dieses Reiches der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe müssen und wollen wir alle mitarbeiten. Als Landeskomitee der Katholiken in Bayern bieten wir Bischof Würtz hierzu unsere engagierte, offene und konstruktive Partnerschaft an. Er kann vom ersten Tag an auf unsere Unterstützung und Mitarbeit zählen!“

Innerhalb der bayerischen Diözesen steht das Bistum Eichstätt aktuell vor besonders großen finanziellen wie strukturellen Herausforderungen. Das Landeskomitee sieht im anstehenden Wechsel an der Bistumspitze jedoch ausdrücklich auch ein Signal des Aufbruchs. Christian Gärtner betont mit Blick auf die anstehenden Aufgaben: „Jede Krise und jede strukturelle Herausforderung birgt

auch die Chance zur Erneuerung. Gerade in einer Zeit des tiefgreifenden Wandels braucht es Führungspersönlichkeiten, die es verstehen, die Menschen auf dem gemeinsamen Weg mitzunehmen und aktiv einzubeziehen. Es braucht ehrliche Transparenz und Formen echter synodaler Beteiligung. Wir bringen unsere reichen Erfahrungen und Perspektiven aus den Räten und Verbänden sehr gerne ein und setzen auf eine enge Zusammenarbeit im Sinn einer lebendigen Kirche vor Ort. Gemeinsam wollen wir uns im Glauben gegenseitig Mut machen, um aufzubrechen.“

Für seine neuen Aufgaben im Herzen Bayerns und sein künftiges Wirken an der Altmühl wünscht das Landeskomitee Christian Würtz von Herzen Kraft und Mut, die nötige Umsicht und Besonnenheit bei komplexen Fragen und Entscheidungen, das bleibende Bewusstsein der Treue Gottes sowie Gottes reichen Segen. Dem neuen Bischof von Eichstätt möge es gelingen, Brücken auszubauen und Gräben zu überwinden – innerkirchlich wie gesellschaftlich. (ps)

FOTO: KNA / CHRISTIAN BESCHNITT



Dr. Dr. Christian Würtz: Jurist, Theologe und Weihbischof

Würtz wuchs in Karlsruhe auf, studierte dort Rechtswissenschaften und wurde 2002 im weltlichen und kirchlichen Recht promoviert. Parallel absolvierte er bis 2004 ein Theologiestudium in Freiburg und Würzburg, gefolgt von der Priesterweihe im Jahr 2006. Nach einer zweiten Promotion in Kirchengeschichte (2011) arbeitete er als Pfarrer und Diözesanrichter in Freiburg, wo er 2018 zum Stadtdekan und Dompfarrer am Münster aufstieg. 2019 ernannte ihn Papst Franziskus zum Weihbischof der Erzdiözese Freiburg. Seitdem ist Würtz dort auch als Regens für die Priesterausbildung sowie als Bischofsvikar für Hochschulen tätig. Sein Wahlspruch lautet „Adveniat regnum tuum“ („Dein Reich komme“).

Die Angst steigt an

Manche haben das Gefühl, als würde ihnen jemand die Gurgel zudrücken. Einer von ihnen ist der Mann, der vor Peter Hartlaub sitzt. „Ich weiß nicht mehr, wie es weitergehen soll“, sagt er. Sein Job ist unsicher. Er wird ihn wohl verlieren. Das Haus muss noch abbezahlt werden. „Aus der Region möchte er nicht weg, weil seine Eltern und Schwiegereltern hier leben. Doch hier bei uns gibt es kaum Perspektiven“, berichtet der Theologe



Bei der Gewerkschaftsveranstaltung zum 1. Mai 2026 in Würzburg machte Birgit Hohm auf die Betriebsseelsorge aufmerksam.

Von Pat Christ

Freie Autorin

Eine starke Metall- und Elektroindustrie gilt als Markenzeichen der Region zwischen Schweinfurt und der Rhön. Weltberühmte Firmen wie Siemens und ZF Friedrichshafen Aktiengesellschaft (ZF) haben hier ihren Sitz.

Doch die Situation wird immer schwieriger. „Ich kenne vielleicht noch drei Betriebe, denen es gut geht“, sagt Peter Hartlaub. Allen anderen geht es schlecht. In vielen Unternehmen wurden bereits Arbeitsplätze abgebaut – zum Teil Hunderte.

In anderen Betrieben ringt man um den Erhalt von Arbeitsplätzen. „Das ist die schwerste Krise, die ich in meiner fast 30-jährigen Tätigkeit erlebt habe“, sagt der Mitarbeiter der Katholischen Arbeitnehmerbewegung (KAB), die die Betriebsseelsorge in der Diözese Würzburg trägt.

Wenn ein individuelles Problem im Job auftritt, kann man einen Betriebsseelsorger zu Rate ziehen. Falls die Existenz eines ganzen Standorts auf dem Spiel steht, helfen Betriebsseelsorger ebenfalls. Betriebsseelsorger Peter Hartlaub hat es mit der kompletten Bandbreite zu tun. Er organisiert Resilienz-Seminare für

Betriebsräte, die bis zur Verzweiflung dafür kämpfen, dass ihr Unternehmen nicht geschlossen wird. Langzeiterkrankten bietet er Gespräche über Wege zurück ins Unternehmen an.

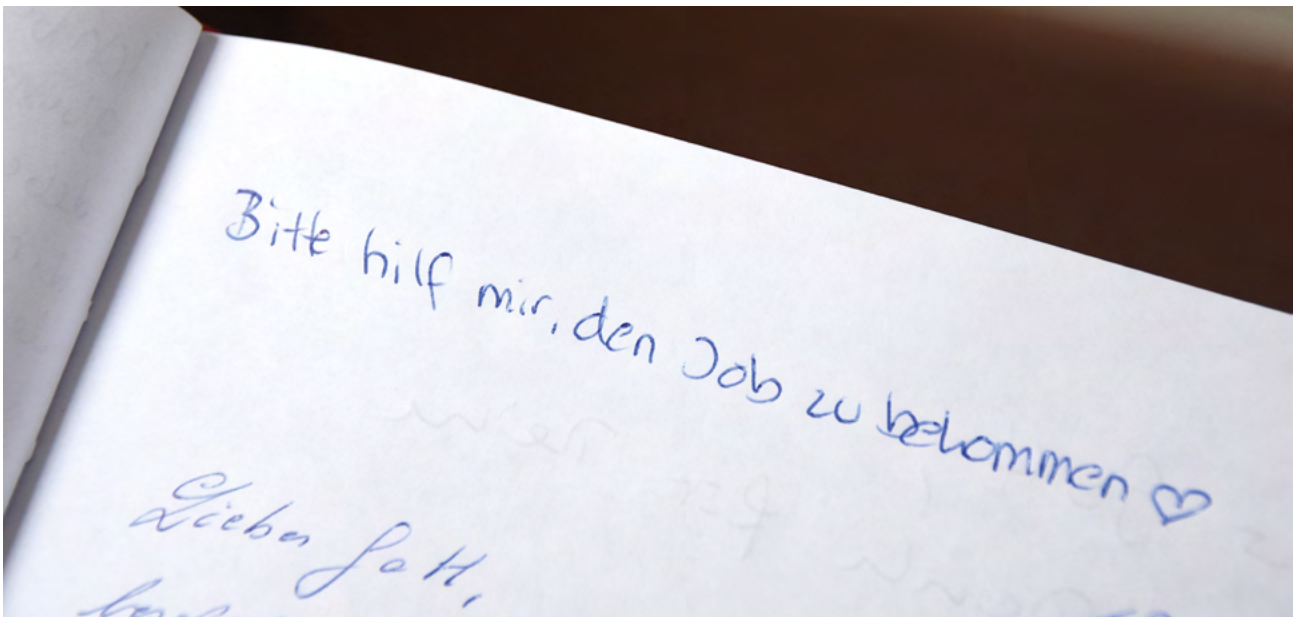
Oft findet der Theologe vor Ort eine trübe Stimmung vor. Diese sei wesentlich trüber als früher: „Mein Eindruck ist, dass die Menschen großflächig resigniert haben.“ Vor 15 Jahren war das noch anders. Peter Hartlaub erinnert sich an einen von ihm mitorganisierten Rekord-Protest angesichts von Stellenabbauplänen bei Siemens. Das war im April 2010. Tausende gingen auf die Straße. Der Protest war erfolgreich: „Und zwar, weil Siemens an Image zu verlieren hatte.“

DIE ENTSCHIEDER SITZEN WEIT WEG

Dass der Widerstand aktuell so gering ausfällt, liegt laut Peter Hartlaub nicht daran, dass es heute mehr Menschen ohne Rückgrat in den Betrieben gäbe. Die Eigentümer jener Firmen, die radikale Stellenstreichpläne durchsetzen wollen, sitzen meist irgendwo weit weg. Der Rhöner Automobilzulieferer „Preh“ ist beispielsweise längst in chinesischer Hand. Protest in Unterfranken juckt in China jedoch niemanden. Das ist den Beschäftigten bewusst.

Die aktuelle Wirtschaftskrise wird unabsehbare Folgen haben – für die gesamte Gesellschaft. Vor allem aber belastet sie die Menschen in ihrem persönlichen Leben immens. Dabei geht es nicht nur um existenzielle Fragen. „Es geht auch um Würde“, betont Peter Hartlaub.

Zu erleben, wie viel besser ein Computersystem gegenüber dem Menschen abschneidet, und zu erfahren, dass man mit der Technik immer weniger mithalten kann, macht etwas mit einem. Den Menschen wird vermittelt, dass sie irrelevant zu werden drohen. Und das nicht nur wegen der Technifizierung. Irgendwo weit weg auf diesem Globus wird das, was sie seit 30 Jahren mit Herzblut tun, von billigeren Kolleginnen und Kollegen für einen Bruchteil des Geldes produziert.



FOTOS: PAT CHRIST

Die Wirtschaftskrise bringt viele Menschen in existenzielle Nöte. Das spiegelt sich auch in Gebetsbüchern wider.

Auch wenn es objektiv betrachtet unvermeidbar ist, dass Stellenpläne zusammengestrichen oder Standorte geschlossen werden, versucht Peter Hartlaub, die Menschen zum Protest zu motivieren. „Man muss sich noch einmal gerade machen“, appelliert er. Ebenso wichtig ist es für ihn, bei den Menschen zu sein und mit ihnen auszuhalten. Gefühle. Ängste. Er habe es keinen Tag bereut, Betriebsseelsorger geworden zu sein: „Dadurch entdeckte ich das Evangelium noch einmal neu.“

CHRONISCHE ZEITNOT

Wie geht es dem Patienten? Geht es ihm besser? Hat er alles, was er braucht? Birgit Hohm, Betriebsseelsorgerin in Würzburg, steht oft mit Menschen in sozialen Berufen in Kontakt. Sie müssen nicht um ihren Job bangen. In diesen Branchen herrscht im Gegenteil Fachkräftemangel. Dafür werden sie von anderen, nicht weniger gravierenden Problemen geplagt: „Sie haben permanent das Gefühl, ihren Patienten, den Senioren im Heim oder den Kindern in der Kita nicht gerecht werden zu können.“

Das zu bewältigende Pensum überschreitet ständig die Kapazitäten. Hohm sagt: „Man muss fachlich und menschlich fit sein, und dann ist man ganz alleine in der Schicht, das belastet.“ Die Betriebsseelsorgerin Birgit Hohm will für Beschäftigte in akuter oder chronischer Not jederzeit ansprechbar sein. Gleichzeitig

unterstützt sie Kämpfe für eine gerechtere Welt. Während der Kundgebung zum 1. Mai 2026 informierte sie über die Betriebsseelsorge. Mitte Juni nahm sie an einer von der Vereinigte Dienstleistungsgewerkschaft (ver.di) organisierten Protestaktion gegen Sozialabbau teil. Mit der Industriegewerkschaft Metall (IG Metall) besprach sie unlängst die beklemmende Frage: „Wie ist das, wenn ein Betrieb in Rüstungsproduktion einsteigt und somit etwas herstellt, das dazu dient, Leben auszulöschen?“

Viele pastorale Ansätze ergeben sich ihrer Meinung nach aus der Tatsache, dass Christinnen und Christen einen Großteil ihres Lebens mit Arbeit verbringen. Es ist nur folgerichtig, sie direkt an ihrem Arbeitsplatz seelsorgerisch zu unterstützen. Man dürfe nicht darauf warten, dass sie sonntags in die Kirche kommen. Besonders notwendig sei pastorale Arbeit im Betrieb bei Todesfällen und Suiziden.

WIE VOR 30 JAHREN

Anfang der 1990er Jahre hatten schon einmal Tausende Beschäftigte in der Oberpfalz ihre Papiere bekommen, bis zu 25.000 wurden damals entlassen, erinnert sich Richard Wittmann, Leiter der Fachstelle Betriebsseelsorge im Bistum Regensburg. Betroffen waren die Porzellan-, Bleikristall- und Textilindustrie. Die aktuelle Krise betreffe die Branchen quergeb. Und sie ist deshalb so schwierig, be-

stätigt er Peter Hartlaub, weil sich strukturell so viel verändert hat.

Früher hätte man ein rabiater Geschäftsführer sein müssen, um Personalabbaupläne knallhart durchzuziehen. Man war mit seinem Unternehmen verbunden. Heute sitzen Firmenchefs in Berlin oder im Ausland, nur selten sind sie vor Ort. „Da fällt es leichter, zu kündigen“, sagt Richard Wittmann. Als Betriebsseelsorger sieht er es derzeit als eine seiner Hauptaufgaben an, Betriebsräte zu stärken. Wenn Betriebsräte Unterstützung benötigen, dann gewinnen auch Einzelgespräche an Bedeutung, da viele Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer durch die Dauerkrisen psychisch belastet sind.

Die schrittweise Demontage des Sozialstaats verstärkt die Ängste. Umso wichtiger sind kirchliche Angebote. Unlängst erstellte Betriebsseelsorger Richard Wittmann mit evangelischen Kolleginnen und Kollegen vom „Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt“ (KDA) einen Flyer für Beschäftigte. Darin sind alle regionalen Unterstützungsangebote von Diakonie, Caritas, Betriebsseelsorge und KDA aufgelistet. Beim Dekanatstag im Juli drehte sich alles um das Thema „Kirche und Arbeitswelt“. Betriebsräte und Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter waren ausdrücklich eingeladen. Man habe gemeinsam erörtert, wo Probleme seien und wo Seelsorge vor Ort mitwirken könne, so Wittmann.

Abschied von Vertrautem

Wenn die Kirche nicht mehr finanzierbar ist

Kirchenumwidmung ist kein Immobilienprojekt, sondern ein Transformationsprozess. Wer ihn auf Bau- oder Finanzfragen verkürzt, übersieht die eigentliche Herausforderung. Der Beitrag zeigt, worauf es bei Struktur, Phasen und Haltung ankommt.

Von Martin Schulte

evangelischer Pfarrer und systemischer Coach, Supervisor und Therapeut in Regensburg

Eine Kirche oder ein Gemeindezentrum umwidmen oder gar veräußern: Vor dieser Situation stehen heute evangelische wie katholische Gemeinden. Diese Situation ist irritierend und schmerzhaft. Kirchenzentren sind schließlich mehr als nur Gebäude – sie sind Orte der Begegnung und der Erinnerung und Teil der Identität. Es fällt schwer, sie nicht mehr als Selbstverständlichkeit, sondern als wirtschaftliche Aufgabe wahrzunehmen. Wichtig ist: Diese Situation ist weder ein Einzelfall noch ein Zeichen von Versagen. Sie ist Ausdruck des tiefgreifenden Strukturwandels, in dem sich die Kirche insgesamt befindet.

MEHR ALS EINE BAU- ODER FINANZFRAGE

Wenn über die Zukunft von Kirchen oder Gemeindezentren gesprochen wird, richtet sich die Aufmerksamkeit meist zuerst auf die baulichen Zustände oder Finanzierungsfragen. Das ist auch wichtig. Gleichzeitig greift es jedoch zu kurz, Kirchenumwidmung nur als Bauprojekt oder als betriebswirtschaftliche Aufgabe zu verstehen. Denn Fragen nach neuer Nutzung, Reduktion oder Aufgabe berühren Themen von Identität, Selbstverständnis und Auftrag.

Hinzu kommt: Die Kirchenumwidmung als Prozess verändert die Organisation, die Leitung und die Zusammenarbeit innerhalb einer

Gemeinde. Kirchenvorstände und Kirchenverwaltungen müssen weitreichende Entscheidungen treffen. Arbeitsgruppen befassen sich mit Nutzungsideen, Wirtschaftlichkeit oder Konzepten. Die Gemeinde ist emotional beteiligt, zudem kommen Erwartungen von außen hinzu – aus dem Stadtteil, der Kommune, von potenziellen Nutzerinnen und Nutzern sowie von kirchenleitenden Organen.

KLARE ROLLEN UND EBENEN

Ein weiterer Erfolgsfaktor ist die Klarheit darüber, auf welchen Ebenen gedacht, gearbeitet und entschieden wird. Gerade in kirchlichen Kontexten verschwimmen diese Ebenen oft: Engagierte sind auf verschiedenen Ebenen beteiligt, Verantwortung wird geteilt und Entscheidungswege sind historisch gewachsen. Umso wichtiger ist es deshalb, im Prozess bewusst Ordnung zu schaffen. Kirchenvorstände, Kirchenverwaltungen und Pfarrgemeinderäte tragen die formale und rechtliche Verantwortung, die sie nicht delegieren können.

Für die inhaltliche Arbeit hängen sind Projektgruppen zuständig, die sich mit Fragen der Nutzung, der Wirtschaftlichkeit und der Identität befassen. Ihre Aufgabe ist es, Informationen zu sammeln, unterschiedliche Perspektiven sichtbar zu machen und belastbare Optionen zu entwickeln. Sie bereiten Entscheidungen vor, ohne sie selbst zu treffen.

Hilfreich ist es zudem, die Prozesssteuerung zu verorten. Eine solche Gruppe achtet auf die Verknüpfung und Vernetzung der verschiede-

nen Arbeiten. Nicht zuletzt ist die Gemeinde selbst Teil des Prozesses. Sie ist Resonanzraum, Trägerin von Erwartungen und Ort emotionaler Beteiligung.

PHASEN ERKENNEN

Kirchenumwidmungsprozesse verlaufen selten geradlinig. Sie entwickeln sich in Phasen, die eigene Aufgaben, Dynamiken und Belastungen mit sich bringen (siehe Kasten). Entscheidend ist, diesen Prozess bewusst zu gestalten und die Übergänge zwischen den Arbeitsschritten transparent zu machen.

ZENTRALE THEMENFELDER

Unabhängig von Konfession oder Ausgangslage lassen sich in Umwidmungsprozessen ähnliche Themenfelder identifizieren. Ein erstes Themenfeld betrifft Identität und Werte. Was macht den Charakter unseres Ortes aus und was muss in veränderter Form erhalten bleiben? Es geht nicht um ein nostalgisches Festhalten, sondern um Klärung: Was ist unverzichtbar? Was ist veränderbar? Und wo liegen die Grenzen?

Eng damit verbunden ist das Themenfeld neuer Nutzungen. Das Spektrum reicht hier von gemeindeinternen Angeboten über Kooperationen bis hin zu externen Nutzungen. Dabei ist Offenheit wichtig, zugleich braucht es aber auch Kriterien der Passung. Nicht jede Nutzung fügt sich in den Kontext von Gemeinde und Quartier ein.

Ein drittes Feld ist die Wirtschaftlichkeit, also der nüchterne Blick auf Kosten, Investitionen und laufende Aufwendungen. Vollkostenrechnung und langfristige Tragfähigkeit werden dabei zu entscheidenden Maßstäben. Diese Klarheit ist schmerzhaft.

Ein weiteres Themenfeld ist die Gestaltung des Prozesses selbst. Wer



Wenn aus einem Kirchenraum ein Trampolinpark wird wie hier im Projekt „St. Maria als“ in der Kirchengemeinde St. Maria in Stuttgart 2017: „In dem Augenblick, als ich deinen Gruß hörte, hüpfte das Kind vor Freude in meinem Leib.“ (Lk 1,44).

arbeitet woran? Wie werden Ergebnisse zusammengeführt und Entscheidungen kommuniziert?

Schließlich muss auch die Beteiligung der Öffentlichkeit geklärt werden. Wann wird intern informiert und wann wird die Beteiligung eröffnet? Wie gehen wir mit den Erwartungen von außen um? All diese Themenfelder stehen in Zusammenhang und beeinflussen sich gegenseitig. Gerade deshalb braucht es eine bewusste Steuerung.

HALTUNG ALS SCHLÜSSEL

Ob ein Umwidmungsprozess gelingt, hängt maßgeblich von der inneren Haltung ab, mit der er gestaltet wird. Eine zentrale Veränderung betrifft die Blickrichtung. Viele Gemeinden denken von innen heraus, d. h. aus der eigenen Geschichte, aus bestehenden Strukturen und vertrauten Formen des Gemeindelebens. In Umwidmungsprozessen weitet sich der Blick. Fragen aus dem Stadtteil, der

Kommune oder von Kooperationspartnern spiegeln die eigene Rolle im Gemeinwesen wider.

Damit einher geht die Bereitschaft, externe Kompetenzen in Anspruch zu nehmen. Fachliche Expertise in Fragen von Wirtschaftlichkeit, Recht oder Nutzung entlastet die lokalen Akteure. Externe Moderation und Beratung helfen dabei, Rollen zu klären, Prozesse zu strukturieren und Konflikte frühzeitig zu bearbeiten. Externe Unterstützung ist ein Ausdruck professioneller Verantwortung.

Eine weitere Haltungsfrage betrifft den Umgang mit Unsicherheit. Umwidmungsprozesse lassen sich nie vollständig planen, denn manches entwickelt sich erst im Verlauf. Wer Unsicherheit durch vorschnelle Festlegungen vermeiden möchte, riskiert Fehlentscheidungen.

Schließlich müssen Entscheidungen getroffen und verantwortet werden. Beteiligung und Transparenz sind wichtige Voraussetzungen,

ersetzen aber nicht die verbindliche Beschlussfassung. Eine klare Haltung zur Verantwortung schützt vor endlosen Diskussionen.

Eine klare Haltung zeigt sich nicht in einzelnen Aussagen, sondern im Zusammenspiel all dieser Aspekte. Wenn Gemeinden ihren Blick weiten, Unterstützung annehmen, Unsicherheit aushalten und Verantwortung übernehmen, wird die Umwidmung von einer Bedrohung zu einer gestaltbaren Aufgabe.

SAMMELN UND ÖFFNEN

Funktion: Perspektiven und Ideen ohne Bewertung sichtbar machen und Beteiligung ermöglichen.

Risiko: Themenfülle ohne Fokus und vorschnelle Lösungsfixierung.

SICHTEN UND ORDNET

Funktion: Kriterien entwickeln, Prioritäten setzen und tragfähige Linien erkennen.

Risiko: Enttäuschung durch Begrenzung und Konflikte über Gewichtungen.

MODELLIEREN

Funktion: Konkrete, realitätsnahe Szenarien entwickeln und auf Machbarkeit prüfen (inhaltlich, finanziell und organisatorisch).

Risiko: Verliebtheit in Wunschbilder und Vermeidung harter Realitätsfragen.

ENTSCHEIDEN

Funktion: Klare Beschlussfassung durch die zuständigen Gremien und Übernahme von Verantwortung.

Risiko: Vertagung aus Harmoniebedürfnis und informelle Vorentscheidungen ohne Transparenz.

UMSETZEN UND NACHSTEUERN

Funktion: Beschlüsse konkretisieren, kommunizieren und Schritt für Schritt realisieren.

Risiko: Umsetzungsverzögerung, Rückzug ins Alte, fehlende Kommunikation.



Begeistert sein

Kirchliches Engagement hat viele Gesichter

Markus Sturm, Landespräsident im Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) Bayern, engagiert sich seit vielen Jahren in der kirchlichen Jugendarbeit. Besonders am Herzen liegt ihm, dass junge Menschen Kirche als einen Ort erleben, der Sinn stiftet, Beteiligung ermöglicht und echte Lebensrelevanz hat.

Warum brennen Sie für die kirchliche Arbeit?

Weil ich immer wieder erlebe, dass Kirche Menschen zusammenbringen und stärken kann. Besonders in der kirchlichen Jugendarbeit entstehen Räume, in denen junge Menschen ihre Fragen stellen, Verantwortung übernehmen und ihren eigenen Standpunkt entwickeln können. Dort wird Glaube nicht als fertige Antwort vermittelt, sondern als gemeinsame Suche nach Orientierung und Sinn.

Was beschäftigt Sie im Moment?

Mich beschäftigt die Frage, wie Kirche jungen Menschen in einer Zeit vieler Krisen Orientierung und Halt geben kann. Viele stehen vor Herausforderungen, die derzeit in einer neuen Schärfe auftreten: globale Konflikte, gesellschaftliche Polarisierung, Fragen nach Wehrdienst und

Verantwortung für die Demokratie sowie Unsicherheiten im Blick auf die eigene Zukunft.

Ich glaube, dass Kirche hier eine wichtige Rolle spielen kann. Nicht indem sie einfache Antworten liefert, sondern indem sie Räume eröffnet, in denen Fragen offen diskutiert werden können. Gerade angesichts antidemokratischer Entwicklungen und Menschenfeindlichkeit braucht es Orte, an denen die unveräußerliche Würde jedes Menschen geachtet wird und gesellschaftlicher Zusammenhalt wachsen kann.

Was wollen Sie bewegen?

Ich möchte dazu beitragen, dass Kirche noch stärker als synodaler Ort des offenen Austauschs und der Beteiligung wahrgenommen wird. Ein Ort, an dem unterschiedliche Meinungen respektvoll aufeinandertreffen kön-

nen und an dem kontroverse Fragen nicht ausgeblendet werden.

Dabei ist für mich Menschenfreundlichkeit eine zentrale Grundlage, die die Haltung Jesu widerspiegelt. Jesus begegnet Menschen zuerst mit Würde, Respekt und Zuwendung. Eine synodale Kirche lernt von dieser Haltung: Sie hört zu, nimmt ernst und vertraut darauf, dass Gottes Geist auch durch die Erfahrungen und Stimmen vieler Menschen wirkt. Wenn junge Menschen erleben, dass ihre Erfahrungen und Sichtweisen ernst genommen werden, entsteht Vertrauen und die Bereitschaft, selbst Verantwortung zu übernehmen.

Kirche als Arbeitgeber und als Gestaltungsraum im Landeskomitee – wo ergänzen sich diese Welten am besten?

Im besten Fall dort, wo nicht zwei getrennte Logiken nebeneinander stehen, sondern ein gemeinsamer Gestaltungswille entsteht. Als Arbeitgeberin bietet Kirche Struktur, Ressourcen und professionelle Rahmenbedingungen. Im Landeskomitee der Katholiken in Bayern kommt die Perspektive der Mitverantwortung und strategischen Ausrichtung dazu.

Diese beiden Welten ergänzen sich dann gut, wenn Mitarbeitende nicht nur „ausführen“, sondern auch mitdenken dürfen und wenn Gremien nicht nur beraten, sondern echte Wirkung entfalten können.

Kirchliches Engagement hat Zukunft, weil ...

... die Sehnsucht nach Orientierung, Gemeinschaft und Sinn bleibt. Gerade in Zeiten gesellschaftlicher Unsicherheit suchen Menschen nach Orten, an denen sie Vertrauen erfahren, Verantwortung übernehmen und über die großen Fragen des Lebens sprechen können. Als Christ bin ich überzeugt, dass Gott sich dort finden lässt und Hoffnung schenkt, die über Krisen hinaus trägt.

Kirchliches Engagement hat Zukunft, wenn Kirche solche Räume glaubwürdig anbietet: offen, dialogbereit und nah an den Lebenswirklichkeiten der Menschen. Zukunft entsteht nicht durch den Erhalt von Strukturen allein, sondern dort, wo Menschen ernst genommen werden und gemeinsam nach Antworten suchen. Oder, mit den Worten von Papst Franziskus: „Er lebt und er will, dass du lebendig bist.“

Gepflegte Zeiten einläuten

Pflegenotstand im eigenen Leben

Von Diana Schmid

Freie Autorin

Denkmäler, Vorgärten, Böden, Bäder, Babys, Tiere, Bäume, Gräber, Autos, Zierpflanzen, Manieren, Kontakte, Seilschaften, Grünflächen, das Image, Brauchtümer und Traditionen – sie lassen sich alle pflegen. Ja, richtig gelesen. Aber auch Beziehungen lassen sich pflegen.

Unsere Vorgärten, wie mit der Nagelschere getrimmt. Unsere Autos, sie blinken dank Waschstraße und Politur. Für den Bonsai hat man viele Stunden filigraner Schnittekunst aufgebracht. Die Buschbohnen und Zuchtomaten sind akkurat angebunden und frisch gegossen. Und erst der Koi-Teich und die Zuchtkaninchen. Einzig die Rassepudel sind noch nicht aus dem Hundesalon zurück. Im Haus ist der Boden frisch gereinigt, das Bad gewienert, die Küche glänzt wie neu. Das Geschirr ist abgewaschen. Sämtlicher Unrat ist aus dem Haus gebracht. Und alles ist so schön durchlüftet. Also alles in bestem Zustand. Zumindest für den Moment.

Mal kurz durchlüften. Was für einen Zustand finden wir bei uns vor? Nicht im Vorgarten. Auch nicht im Haus. Doch im Oberstübchen. Was und wie denken wir über uns? He-gen wir wohlgesinnte Gedanken über uns selbst? Pflegen wir eine gute Beziehung zu uns selbst? Im Buch der Sprüche steht im Kapitel 4 der Vers 23 – und dieser besagt, dass wir mehr als auf alles andere auf unser Herz achten, ja, es behüten sollen, weil von ihm das Leben ausgeht. Das bedeutet auch, dass wir nicht alles an uns heranlassen dürfen – auch das nicht, was wir falsch über uns denken. Hier gibt es einen besonderen Pflegenotstand. Bevor wir anfangen, uns von der Haarwurzel übers Gesicht, den Körper bis schließlich in die Fußspitzen zu pflegen, sollten wir innerlich mit uns im Reinen sein. Das Innen kommt vor dem Außen. Folglich ist es nicht der Bettvorleger, auch nicht der leidige Badezimmer-

boden und ebenso wenig der Haus- oder Wohnungsflur. Der Vorgarten ist es auch nicht. Allenfalls sind es die Räume in unserem Herzen, die wir freiräumen sollten von fremden Zuschreibungen, Beleidigungen, Verletzungen und Einkerbungen anderer Art. Wenn wir mit uns im Reinen sind, können wir morgens ganz anders aufstehen, da stört uns auch der Badezimmerboden nicht und wir gehen schließlich entspannt durch die Tür nach draußen, egal wie es vor unserer Haustür gerade aussieht, ganz gleich, ob ein Nachbar komisch äugt oder was er über uns denken könnte. Ob der Himmel verhangen ist oder nicht. Was allerdings noch wichtig ist zur Daseinspflege: Wie denkt Gott über uns? Ist der Himmel dahingehend für uns verhangen, sollten wir dann unsere Beziehung zu ihm anders pflegen, besser pfle-

gen, überhaupt pflegen? Wenn wir mit Gott im Reinen sind und mit uns selbst, können wir an für sich auch mit der Welt im Reinen sein. Und die beginnt vor unserer Haustür, mehr noch, an sich schon in unseren vier Wänden.

Also betreiben wir einmal die wichtigste Pflege, die sonst vielleicht gänzlich unter den Tisch fällt. Beenden wir diese Art von Pflegenotstand in unserem Leben. Dann klappt es auch mit dem getrimmten Vorgarten. Mit den polierten Autos. Mit dem Bonsai oder mit Grüne-Daumen-Wundern anderer Natur. Mit Gemüse und Nachtschattengewächsen. Mit Fischen und Vierbeinern. Mit Boden, Bad und Backofen. Das Geschirr blinkt. Von überall funkelt es uns entgegen. Und alles ist so schön durchlüftet. Also alles in bestem Zustand. Nicht nur für den Moment.



FOTO: SERGEY / ADOBE STOCK

- Informationen für die Mitglieder der Pfarrgemeinderäte, Kirchenverwaltungen und katholischen Verbände
- Anregungen und Hilfen für die praktische Arbeit in der Pfarrgemeinde
- Hintergrundinformationen, Kommentare und Interviews zu gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen
- Geistliche Begleitung quer durch das Kirchenjahr

Herausgegeben vom *Landeskomitee der Katholiken in Bayern*

www.gemeinde-creativ.de

